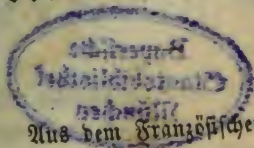
Der

Ritter von Pampelonne.

Roman

von

A. von Gondrecourt.



Aus dem Französischen

von

Dr. August Diezmann.

Erster Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1852.
Hartleben's Verlags-Expedition.



Gedruckt bei Leopold Sommer in Wien.



Erste Abtheilung.

Das Castell von Angers.

Erstes Capitel.

Ein Vetterssohn.

Gegen sechs Uhr Nachmittags im Anfange des Septembers 1585 ritt ein Mann auf einem kräftigen Stutzschwanze auf einem mit Pappeln bepflanzten Wege am linken Ufer der Mayenne hin. Er trug eine braune Kutte, einen kleinen weißen Umschlagkragen und wohl etwas zu keck über einem Wald von rothem Haar einen dreieckigen Hut. Sein Bart war voll und lang und die Beine in großen Stiefeln drückten fest an die Weichen des Thieres.

Es bestand übrigens eine nicht zu verkennende Aehnlichkeit zwischen Pferd und Reiter, die man überhaupt öfters finden kann. Wenn der Herr wohlbeleibt, ein Lebemann und umgänglich ist, wenn er gern singt, bereitwillig ein Liebesabenteuer aufnimmt und lustig in die Welt hineinschaut, so hat das Thier, welches ihn trägt, ein breites Kreuz, starke Glieder und einen leichten Kopf; so träge es beim Aufbruche ist, so schnell kann es laufen, sobald es

dem Stalle entgegen geht; es erfreut sich einer guten Gesundheit, seine Haut glänzt und wenn es Heu und Hafer verzehrt hat, sucht es auch das Stroh von seiner Streu auf. Ist der Herr lebhaft und vollblütig, so braucht das Pferd seine Beine mit aller Macht; ist der Herr finster und übellaunig, so sieht das Auge des Pferdes traurig aus, es läßt die Ohren hängen und wirft melancholische Blicke auf das Futter. So hat denn der unsterbliche Cervantes nicht ohne Grund seinen Don Quixote auf die dürre Rosinante und den Sancho Pansa auf einen Esel gesetzt.

Unser Geistlicher sah aufgeweckt aus, aber alles an ihm verrieth einen friedlichen Sinn; er war jung, rüstig und stark beleibt, aber sein Blick hatte mehr Muthwillen als Feuer und sein Gesicht verrieth mehr einen Schalk als einen Eisenfresser. Sein Stutzschwanz machte deshalb auch die Stunde Weges in einer halben Stunde Zeit, ohne sich sehr anzustrengen.

An einer Biegung, welche die Mayenne zwei Meilen von Angers macht, zog unser Mann am Zügel; das Pferd blieb stehen und langte sogleich nach den Blättern an der Hecke. Der Reiter schlug die Arme auf der Brust übereinander und blickte zwischen den Pappeln hindurch nach den Thürmen und Bastionen des Castells über der Stadt, als wolle er die Festungswerke der Citadelle studiren, um den Plan zu einer Erstürmung zu entwerfen. Sein Gesicht erhielt auch einen ganz andern Ausdruck und über seine Stirn zog flüchtig eine Wolke gleich den Schatten, die über die Wiesen ziehen. Das Gesicht wurde finster, rauh und unruhig, freilich auf nicht lange Zeit, denn die ihm gewöhnliche Heiterkeit kehrte bald zurück.

Der Mann streckte den rechten Arm mit geschlossener

Hand bis auf den Zeigefinger nach dem Castell hin aus, ganz so, als wolle er sagen wie ein Lehrer zu einem Schüler: »Nimm Dich in Acht!«

Dabei müssen wir indeß hinzufügen, daß ein pfiffiges Lächeln die Züge des stummen Reiters belebte. Nach jener Pantomime stieg er sehr leicht und gewandt ab, wie man es von einem Geistlichen kaum hätte erwarten sollen, führte sein Pferd an den Rand eines Baches, bespritzte es am Bug und an den Weichen und warf dann Staub auf die nassen Stellen, was sich das gutmüthige Thier auch in aller Ruhe gefallen ließ.

Als diese seltsame Toilette zu Ende gebracht war, stieg der Abbé wieder auf und setzte seinen Weg in kurzem Trabe nach Angers fort, während er seinen Hut so rückte, daß er ein recht dummes Aussehen erhielt.

Die zweitausend Schritte, die unserem Manne noch übrig waren, wurden bald gethan und der gute Pater gelangte in die Vorstadt. Da begegnete er zwei jungen Reitern mit Filzhut und Degen, die sich nach ihm umdrehten und über seinen Hut, seine Kutte, seine Stiefeln, sein Pferd und seine Person lachten. Der Abbé hielt an als wolle er absteigen und die Röthe trat ihm in das Gesicht; aber er besann sich wahrscheinlich eines Bessern, gab seinem Pferde die Sporen und ritt im Galopp weiter.

An der Ecke des Marktes redete er eine alte Frau an, die vor der Hausthür spann.

»Mutter,« fragte er, »könntest Du mir wohl sagen, ob der Herr Commandant du Halot jetzt eben in seinem Schlosse ist?«

Da wir den Abbé jetzt zum ersten Male sprechen hören, müssen wir erwähnen, daß seine Stimme recht sanft war

und durch den Accent einen lustigen Sohn der lustigen Gascogne verrieth.

Die Frage wurde sehr artig gethan, das heißt mit Abnehmen des Hutes begleitet; die alte Frau antwortete deshalb:

»Ihr kommt wohl weit her, Herr Pater, denn Ihr fraget mich da, ob König Carl IX. todt ist.«

»Warum das, Mütterchen?«

»Weil der Herr du Halot seit dem Tode des Herrn von Alençon nicht mehr Commandant ist.«

»O weh!« entgegnete der Abbé mit trauriger Miene. »Ihr gebt mir da eine sehr schlimme Nachricht.«

»Sie ist so schlimm wie wahr,« erwiederte die Frau. »Der Herr du Halot ist ein vortrefflicher Royalist, ein Feind der Ketzerei und der Guisen, Herr von Cossé-Brissac dagegen, den man an seine Stelle gesetzt hat, ist ein eingefleischter Anhänger der Ligue.«

»Herr Jesus! da habe ich eine vergebliche Reise gemacht und muß umkehren, ohne den Oheim zu sehen, den ich so lieb habe.«

»Wenn Ihr nur darum gekommen seyd, Herr Pater, so braucht Ihr nicht zu klagen, denn der Commandant du Halot ist in unserer Stadt geblieben, wo er in großem Ansehen steht.«

»Ah, in Ansehen steht er? Das ist mir lieb. Der brave Mann! Und wo wohnt er, Mütterchen?«

»Ganz in der Nähe . . . Ich will Euch selbst hinführen, denn ich bin die Mutter seiner beiden Dienerinnen.«

»So geht voraus; ich folge Euch mit Dank nach.«

Die Alte nahm die Beine unter die Arme und trat bald in einen großen Hof hinein. Der Abbé folgte ihr.

Im Hintergrunde dieses Hofes stand ein ziemlich hoher Perron und im Schatten saßen da einige Diener. Der Reiter stieg schwerfällig und wie entsetzlich ermüdet ab, während die alte Frau ihn anmeldete und einem Diener winkte ihm das Pferd abzunehmen. Da aber der Wink nur einem galt und vier Diener da waren, so rührte sich keiner von der Stelle.

Unterdeß kam die Alte zurück und rief laut von dem Perron herab:

»Der Herr Commandant sagt, sein Neffe sey ein Spaßvogel und man werde ihm die Thür vor der Nase zuschlagen.«

»So sagt ihm, ich würde durch das Fenster hinein kommen.«

Während man dem Commandanten diese kecke Antwort überbrachte, warf der Abbé die Zügel seinem Pferde auf den Hals und ging nach dem Perron zu.

»Das muß ein frecher Bursch seyn,« sagte eine männliche Stimme in dem Saale, der in den Hof sah; »kommt mit, meine Herren, wenn Ihr sehen wollt, wie ich ihn empfange.«

Gleich darauf erschien der Commandant mit zwei Herren und traf auf den eben eintretenden Abbé, der ihm ohne Weiteres um den Hals fiel, ihm einen lauten Kuß auf das linke Ohr drückte und ihm zuflüsterte: »Ich bin euer Neffe und mache euer Glück.« Dann küßte er ihn auf die rechte Seite und sagte leise dazu: »Ihr seyd mein Oheim oder ich steche Euch nieder wie einen Hund.«

Die Wahl war nicht sehr mannigfaltig, die Sache aber dringend. Du Halot machte sich aus der Umarmung seines seltsamen Gastes los und da er sah, daß dieser unter die

Kutte griff, stellte er sich freudig überrascht und antwortete lachend:

»Ich will des Teufels seyn, wenn ich Dich wieder erkannt hätte, mein Junge; Du bist ja entsetzlich fett geworden.«

»Man ist auch nicht Mönch, um mager zu werden, werther Oheim,« antwortete der Abbé, der nochmals den Commandanten umarmte und ihm sagte, so daß die Andern es nicht hören konnten: »gebt mir geschwind einen Namen und tauft unsere Verwandtschaft; ich bin bei dem Herzoge von Epernon.«

»Meine Herren, ich stelle Euch hier Jacob Clement vor, den Sohn meines Vetters, einen sehr gelehrten Mann.«

Die beiden Freunde des Commandanten verbeugten und entfernten sich, um Oheim und Neffen in der Freude des Wiedersehens nicht zu stören.

»Nun, ihr Taugenichtse,« rief der Abbé den Dienern zu, »werdet Ihr wohl mein Pferd in den Stall führen?«

Da entschlossen sich die Leute endlich zu gehorchen.

»Streut ihm viel Stroh hin und schüttet ihm die Krippe voll Hafer,« fuhr der Abbé fort.

»Thut das,« setzte du Halot hinzu; »mein Neffe ist hier zu Hause.«

»Und wie sich mein Pferd eine Güte an der Krippe thun wird, wollen wir an das Essen denken,« sagte der Reisende.

Der Commandant musterte den rücksichtslosen Menschen vom Kopfe bis zu den Füßen, da er aber nicht wußte was er antworten sollte, ging er voraus nach seiner Wohnung.

»Der Tausend, Oheim! Ihr scheint einen guten Tisch zu führen, trotz eurer Ungnade, denn der Geruch aus der Küche kitzelt meinen Magen sehr angenehm.«

»Ich erwarte einige Personen zum Abendessen.«

»Freunde?«

»Nein, Feinde.«

»Um so besser, denn es geht da um so lustiger her . . . Woher nehmt Ihr eure Feinde?«

»Wie so? Woher ich sie nehme?«

»Sind sie Navarresen?«

»Nein.«

»Anhänger der Ligue?«

»Ich werde mehr sagen, wenn ich Euch besser kenne.«

»Wie's beliebt. Wann speiset man hier zu Abend?«

»Punkt acht Uhr.«

»Sehr wohl, freilich etwas spät. Ah! Ihr denkt wohl nicht daran, Oheim, daß ich wie gerädert bin?« fuhr der Fremde fort, nahm Platz auf einem Stuhle, legte den Kopf an die Lehne zurück und schloß die Augen.

Du Halot, der unbemerkt einen Dolch unter den Waffen zu sich genommen hatte, die an der Wand hingen, fiel jetzt über seinen Gast her, setzte ihm ein Knie auf den Leib, legte seine starke Hand ihm auf die Achsel, schüttelte ihn unter dem zum Stoß bereit gehaltenen Dolch und fragte:

»Wollet Ihr wohl die Gefälligkeit haben und mir sagen, wer Ihr seyd, Herr Eindringling?«

»Ich?« entgegnete der Gascogner ziemlich ruhig.

»Ja, Ihr.«

»Ich bin der Ritter von Pampelonne. Wißt Ihr, was Pampelonne ist?«

»Mir gleichgiltig. Welche Komödie wollet Ihr hier spielen?«

»Pampelonne ist ein sehr niedliches Dorf an einem Hügel des Lot. Von den Fenstern meines Schlosses aus hat man eine herrliche Aussicht, das Einzige was ich noch nicht verpfändet habe, weil sich kein Abnehmer dazu fand. Von dem Lande, das man von dem verfallenen Schlößchen aus überschaut, sieht man auch nicht einen Zoll breit, der mir angehört. Ich habe alles verkauft, woraus Ihr schließen könnt, daß ich so arm bin wie Hiob.«

»Ihr kommt mir sehr redselig vor, Herr Ritter; aber vergesset ja nicht, daß Euch das Messer an der Kehle steht und Ihr also laut, kurz und bündig reden müsset.«

»Kurz und bündig, ja; laut? das kann ich nicht ... Ist eure Thür verschlossen?«

»Ja. Nur weiter.«

»Kennt Ihr den Herzog von Epernon?«

»Sehr genau.«

»Ich auch.«

»Um so besser für Euch.«

»Nicht wahr? Ich sehe, daß Ihr schon genug wisset, wir wollen also lieber einmal in eurer Küche nachsehen.«

Die Dolchspitze berührte den Hals des Gascogners, der ohne sich zu beunruhigen fortfuhr:

»Ich wette, daß Ihr zu den Freunden des Herrn von Epernon gehört.«

»Gewiß.«

»Ich auch und er hat mich nach Angers geschickt, um mir Gelegenheit zu geben, mit Euch zu plaudern. Aber — euer Messer sticht da, Werther.«

»Ihr kommt also von dem Herzoge?« entgegnete du Halot, indem er den Fremden losließ.

»Setzet Euch daher und lasset uns, da Ihr es durchaus verlangt, mit einander reden, ehe eure Gäste kommen . . . Wir haben Eile oder, wenn Ihr lieber wollet, ich habe Eile.«

Der Commandant nahm einen Stuhl, setzte sich, zeigte auf seinen zweischneidigen Dolch und bemerkte:

»Ihr werdet mir wohl erlauben, diese Wehr und Waffe zu behalten.«

»Machet gar keine Umstände . . . Ich werde dagegen mein Brevier hervorholen.«

Der Gascogner hob seine Kutte auf, nahm aus einer Seitentasche ein langes catalonisches Messer mit krummen Griffe, klappte es auf und legte es quer über seine Knie.

»Wisset Ihr, Herr Abbé,« sagte du Halot, der diese Vorbereitungen nicht ohne Lächeln hatte ansehen können, »wisset Ihr, daß Ihr Euch für einen Mann der Kirche recht seltsam benehmt?«

»Die Kutte ist mir auch lästig.«

»Warum werft Ihr sie nicht ins Korn?«

»Das wird auch noch geschehen.«

»Bald?«

»Sobald es Euch gefällig ist, das Commando über das Castell von Angers wieder zu übernehmen oder vielmehr, sobald Ihr es übernommen habt.«

»Dann werdet Ihr, fürchte ich, in der Kutte sterben. Der König, den Guise plagt wie der Teufel den Adam, wird mir meine Stelle nicht wiedergeben.«

»Ihr wisset also nicht was Epernon ist?«

»Wer kennte die Günstlinge in Frankreich nicht!«

»Sprecht nichts Böses, Ihr würdet mich sonst zwingen mich zu erzürnen. Merkt nur so viel: Guise ist das Gift und Epernon das Gegengift; was der Eine anräth, widerräth der Andere; was der Eine einreißen läßt, läßt der Andere wieder aufbauen. Der Lothringer hat Euch niedergerissen, ich bin der Maurer, der Euch wieder aufbauen soll. Ist das deutlich?«

»Aber die Kutte?«

»Verbirgt einen Teufelskerl, einen Fünfundvierziger.« *)

»Dies rothe Haar?«

»Perrücke.«

»Der Dickbauch?«

»Baumwolle.«

»Der Beweis?«

Der Gascogner setzte die Spitze seines Messers auf seinen Bauch, drückte auf den Griff und drei Zoll tief blieb die Waffe in dem Loche stecken.

»Ich glaube, daß wir die Waffen weglegen können,« sagte du Halot lächelnd und warf seinen Dolch auf den Tisch.

*) Der Herzog von Epernon hatte eine Compagnie von fünfundvierzig Edelleuten eingerichtet, die sämmtlich Gascogner waren, die Leibwache Heinrichs III. ausmachten und ihn niemals verließen. Diese Leibwache, die man die Fünfundvierzig nannte, waren dem Könige mit Leib und Seele ergeben wie dem Herzoge von Epernon und haßten die Guisen und die Anhänger der Ligue. — Die Leser mögen auch den Roman von Alexander Dumas unter dem Namen »die Fünfundvierziger« vergleichen.

»Schließet nun auch eure Thür zu, damit wir einander verstehen.«

»Vor meinen Gästen?«

»Ja.«

»Und mein Abendessen?«

»Das verzehren wir.«

»So will ich dem Capitän Ancyra melden lassen, ich liege im Fieber im Bett.«

»Wer ist der Ancyra?«

»Der Stellvertreter Brissac's, der Nächste unter ihm, ein vornehmer Grieche.«

»Und er befehligt im Castell, während Brissac am Hofe ist?«

»Richtig.«

»So lasset ihn kommen und den armen Mann am Essen Theil nehmen . . . Wen habt Ihr noch?«

»Den Capitän du Fresne.«

»Wer ist dieser?«

»Ein braver Mann und guter Royalist, der in der Sanct-Bartholomäusnacht wenigstens fünfzig Hugenotten niedergemacht hat.«

»Ah! Und er gehört zu euren Freunden?«

»Zu den vertrauten. Er führte im vorigen Jahr unter Joyeuse eine Compagnie.«

»Sehr gut. Weiter.«

»Für Einen, der in Ungnade gefallen ist, dürfte das genug seyn.«

»Den Griechen machen wir betrunken und bei dem Dessert hängen wir ihn.«

»Ancyra kommt nur unter der Bedeckung von dreißig Mousquetairen in die Stadt herab. Uebrigens würden wir

bei dem Verbrechen weiter nichts gewinnen, als daß man uns um einen Kopf kürzer machte.«

»Und der Herzog von Epernon?«

»So habt Ihr ausgedehnte Vollmacht?«

»Ich habe den Befehl, mich jedenfalls der Citadelle zu bemächtigen und sie eurem Commando wieder zu übergeben.«

»So nehmen wir sie.«

»Ist das eure Meinung?«

»Die eurige nicht auch?«

»Ich gestehe, daß ich gar keine Gedanken habe, so lange mein Magen leer ist. Ich weiß zwar, daß ich das Castell von Angers nehmen werde, wie aber, vermag ich Euch in diesem Augenblicke nicht zu sagen. Was bedeutet dieser Lärm?«

»Der Herr Gouverneur kommt.«

»Vergesset nicht, daß ich Jacob Clement bin, euer Vetterssohn oder Neffe, wie wir in der Gascogne sagen. Jetzt geht und empfanget eure Gäste, ich werde in der Küche bleiben, denn ich kann mich vor Hunger kaum noch auf den Beinen halten.«

Michael du Halot war eine Creatur Monsieurs, des Bruders des Königs, Herzogs von Alençon. Dieser hatte ihm kurz vor seinem Tode die Stelle eines Gouverneurs des Castells von Angers verschafft, welche ihm die Coterie der entstehenden Ligue wieder genommen. Der wichtige Posten war jetzt Carl von Cossé, Grafen von Brissac, anvertraut, welchen die Royalisten in der Stadt im Stillen beschuldigten, einer der Hauptanhänger der lothringischen Prinzen zu seyn. Du Halot hatte sich bescheiden in die Stadt Angers zurückgezogen, wartete auf eine günstige Gelegenheit

das Commando wieder zu erlangen. Insgeheim wurde er in diesem seinen Vorsatze durch den Herzog von Epernon, den Günstling des Königs und persönlichen Feind der Guisen und Cossé-Brissac's, unterstützt, der ihm bereits angedeutet hatte, daß jedes im Namen des Königs gemachte und von Erfolg begünstigte Unternehmen gegen das Castell am Hofe günstig aufgenommen werden, und Sr. Majestät angenehm seyn würde.

Demnach hatte du Halot innige Freundschaft mit einem gewissen du Fresne, Infanterie-Capitän, geschlossen, der einige häusliche Angelegenheiten mit Brissac zu schlichten und sich deshalb vorgenommen hatte, sich zu rächen. Da nun dieser du Fresne das Vertrauen des Gouverneurs der Stadt in hohem Grade besaß, welcher dem Gouverneur des Castells gar nicht günstig gestimmt war, so hatte sich zur zieit, in welcher unsere Geschichte beginnt, eine für Brissac zemlich drohende Intrigue fast von selbst angeknüpft.

Die Gelegenheit schien vortrefflich zu seyn, da der Graf von Brissac das Commando seinem nächsten Untergebenen übertragen hatte, um dem Könige wegen des neuen Edictes gegen die Hugenotten zu danken und seine Glückwünsche darzubringen. Freilich war der provisorische Commandant ein nicht leicht zu hintergehender Mann, schlau wie ein Grieche und tapfer wie ein Löwe.

Du Halot selbst war mehr tapfer als schlau, ein Mann von herkulischer Gestalt, der sich Alles wohl überlegte. Du Fresne seinerseits war Soldat, im Kriege sehr geachtet, von den Hugenotten auf den Tod gehaßt, aber von häuslichem Verdruß gepeinigt. Er hatte eine junge Frau genommen, von der man leider zu viel sprach. Er war dabei so häßlich, daß man sich vor ihm fürchten konnte, sie dagegen so

schön, daß sie einen Heiligen hätte zur Sünde verlocken können.

Nach diesen Erläuterungen kehren wir zu unserer Geschichte zurück.

Der Capitän Ancyra erschien in dem Hofe du Halot's und seine Bedeckung stellte sich zu beiden Seiten des Perrons auf, um ihm die militärischen Ehren zu bezeigen. Die Bedeckung bestand aus fünfundzwanzig Mann, die man Salat nannte von den Helmen in Salatschüsselform, die sie trugen, wenn es zum Sturme ging. Ein Sergeant von riesiger Größe, hartem Blick und bärbeißigem Wesen befehligte das Detachement, das sich in zwei gleiche Haufen theilte, deren einer die Waffen ablegte, während der andere die Piken auf der Schulter behielt.

Der Sergeant folgte seinem Capitän in den Speisesaal, um ihn da zu bedienen und stets zu seinem Schutze bereit zu seyn.

Der Capitän Ancyra war ein Mann von fünfunddreißig Jahren, ein Abenteurer, der aus einer vornehmen Familie stammen wollte und nach Frankreich mit den Albanesen gekommen war, durch welche König Carl IX. seine Söldner verstärkt hatte; man gestand ihm ausgezeichnete Eigenschaften im Parteigängerkriege zu, und daß er ungewöhnlich schön sey, konnte Niemand läugnen. Mehr bedurfte es in jener Zeit der Launen und Unruhen nicht, um fortzukommen und unser Grieche war bereits ziemlich weit gekommen.

»Nehmt meinen tausendfachen Dank, werther Gast,« sagte du Halot zu dem Albanesen.

»Ihr seyd pünktlich wie ein Verliebter, ruhet unterdeß aus. Ich sehe den Capitän du Fresne kommen und wir werden uns sogleich an den Tisch setzen.«

»Ihr habt du Fresne eingeladen?«

»Ja. Ist Euch das unangenehm?«

»Mir? Nein. Wahrscheinlich ihm.«

»Warum?«

»Das wisset Ihr nicht?«

»Ich weiß nichts.«

»Mein Gott, die ganze Stadt spricht davon . . . Es ist eine schon alte Geschichte.«

»Ich komme mit so wenigen Leuten zusammen. Was ist's?«

»Ich kann davon nicht reden . . . Ach guten Tag, Capitän!« sagte Ancyra zu dem Freunde du Halot's, der eben eintrat, den Hut keck auf dem einen Ohre, den Degen hinten, so daß er auf die Waden klopfte.

»Guten Abend, Herr Gouverneur,« antwortete du Fresne ziemlich mürrisch.

»Ich merke, daß er mehr weiß als Ihr,« flüsterte der Albanese dem Herrn vom Hause zu.

»Jetzt erst verstehe ich . . . Wie schwer ich doch begreife! Ich bin ein ungeschickter Mensch.«

»Ihr hättet im Gegentheil Frau du Fresne mit einladen sollen.«

»Werther Oheim, es ist beinahe servirt,« sagte der Gascogner im Eintreten, »und es riecht vortrefflich.«

Als er die Fremden bemerkte, verbeugte er sich tief.

»Ich stelle Euch, Ihr Herren, Jacob Clement vor, meinen Neffen, den Sohn eines Vetters nemlich, einen gelehrten Mann, der es halb mit dem Könige, halb mit der Ligue hält, wie jeder gute Christ, der das Reformiren haßt.«

Ancyra und du Fresne grüßten.

»Mein Neffe kommt aus Paris, wo sich der König befindet,« setzte du Halot hinzu.

»Habt Ihr vielleicht Herrn von Brissac gesehen?« fragte Ancyra.

»Ja wohl, ich habe sogar den Auftrag, Euch unter vier Augen etwas mitzutheilen.«

»Etwas von Wichtigkeit?«

»Nun für einen galanten schönen Mann ist eine Liebelei immer eine wichtige Sache.«

»Wenn es sonst nichts ist, werden wir Gelegenheit finden darüber zu sprechen,« entgegnete der Albanese eitel, aber gleichzeitig nahm er den Arm des Gascogners, bat ihn zu schweigen und blinzelte nach du Fresne hin.

Der Capitän zog ein finsteres Gesicht und rollte die Augen drohend im Kopfe.

»Euer Neffe wirft Feuer ins Pulverfaß,« sagte Ancyra zu du Halot . . . »Erlaubt, daß ich meinem Sergeanten einige Befehle gebe; ich bin sofort wieder hier.«

Du Halot trat sogleich zu den beiden Anderen und zu du Fresne:

»Mein Neffe, den ich Euch empfehle, werther Freund, will uns Gelegenheit zu einem guten Handstreiche bringen; der Herzog von Epernon schickt ihn zu uns, so viel liegt ihm daran, uns bald beginnen zu sehen.«

»Nun,« antwortete du Fresne, indem er sich steif vor dem Gascogner verbeugte, »so wollen wir der Sache doch gleich heute Abend ein Ende machen; ich stoße sofort den Griechen nieder . . .«

»Ganz gut, lieber Freund,« fiel der Gascogner ein. »Wir haben dreierlei zu thun: erstlich den Stutzer da abzuschlachten, dann seine Citadelle zu nehmen und die Be-

satzung springen zu lassen. Am besten werden sich die drei Aufgaben lösen lassen, wenn sie gleichzeitig angegriffen werden. Wenn Ihr meinem Rathe folgen wollet, handelt erst, wenn ich das Signal gebe.«

»Welches Signal?« fragte du Halot.

»Werther Herr Oheim, wir werden ganz spießbürgerlich essen; Ihr setzet Euch zur Rechten des Griechen und mich zu seiner Linken, den Capitän ihm gegenüber. Ihr beide esset und trinket ordentlich, ich werde über allerlei schöne Pläne nachsinnen und den besten wählen. Sehet Ihr, daß ich aufstehe und den Saal verlasse, so versucht Ihr Heft und Klinge eures Messers und wählt die Stelle, wohin Ihr einen einzigen aber tödtlichen Stoß führen könnet, Ihr, Oheim, für euren Gast, Ihr, Capitän, für den Sergeanten, der eben da war. Ich werde Euch beistehen.«

»Und wann soll die That geschehen?«

»Wann Ihr mich mein Glas mit der linken Hand an die Lippen setzen sehet. Sobald das Glas meinen Mund berührt, aber nicht früher, darauf!«

Bei diesen Worten zitterte du Fresne am ganzen Körper, aber er sammelte sich bald wieder.

»Und wenn Du stets mit der rechten Hand trinkest?« fragte du Halot.

»So hat der Grieche einen Tag länger zu leben.«

»Warum aber willst Du vom Tische aufstehen?«

»Um die Soldaten erschlagen zu lassen. Schöne Frage! Still, da kommt unser Mann zurück!«

»Euer Neffe spricht wie ein Buch,« meinte du Fresne zu du Halot.

»Ja, er ist ein gelehrter Mann und wird Cardinal werden, wenn er nicht am Galgen stirbt.«

Die Gäste und der Hausherr traten in das Zimmer, in welchem das Abendessen servirt war. Der Sergeant folgte seinem Capitän wie der Hund seinem Herrn.

Zweites Capitel.

Die Messer des Herrn du Halot.

Der Tisch war viereckig und so groß, daß man bequem daran saß, ohne gerade weit von einander entfernt zu seyn.

Du Halot stand in dem Rufe ein Gutschmecker zu seyn und es duftete auch jetzt sehr appetitlich in dem Speisezimmer. Auf einen Wink des Hausherrn nahm Ancyra seinen Platz an der Mitte des Tisches. Der Gascogner saß zu seiner Linken, du Halot zu seiner Rechten und du Fresne ihm gegenüber. Der Sergeant stellte sich hinter den Stuhl des Capitäns und der Gascogner sprach mit Salbung das Tischgebet, das die Andern andächtig anhörten.

»Merkwürdige Messer das,« sagte Ancyra, indem er das genauer betrachtete, welches an seinem Teller lag und dasselbe mit denen seiner Nachbarn verglich. »Gott, wie groß! damit könnte man ja einen Eber ausweiden!«

Du Fresne und der Gascogner nahmen auch ihr Messer auf. Der Erstere versuchte die Spitze und Schneide des seinigen auf dem Daumennagel, der letztere die ciselirte Arbeit am Griffe.

»Arbeit von Benvenuto Cellini,« sagte der Abbé mit Kennermiene.

»Glaubt Ihr?«

»Gewiß. Fragt nur meinen Oheim.«

»Jacob hat Recht. Der große und gütige König Franz I. schenkte ein vollständiges Service aus der Werkstatt des berühmten Florentiners meinem Großvater Stephan du Halot.«

»Meinem Großoheime,« fiel der Gascogner ein.

»Deinem Großoheime, ja, die Griffe von massivem Golde wurden von Cellini gearbeitet.«

»Man könnte sich vor ihnen fürchten.«

»Ja, fragt nur meinen Oheim, wozu sie in einer gewissen Nacht, blutigen Andenkens, verwendet wurden.«

»Erzählet uns das, Herr Wirth,« bat Ancyra.

»Ich erinnere mich nicht mehr,« entgegnete du Halot, der empor sah, als wolle er sich besinnen . . . »Ich kann mich durchaus nicht erinnern.«

»Wie?« unterbrach ihn der Gascogner. »Ihr habt das kleine Abenteuer vergessen, von dem so viel gesprochen wurde? Geht, jetzt werdet Ihr wissen, was ich meine, also erzählt.«

Du Halot machte große Augen und zerbrach sich den Kopf, um zu errathen, wohin der Abbé zielte, der ihm fortwährend zublinzelte.

Du Fresne war so roth geworden, daß es ihn hätte verunstalten müssen, wenn es möglich gewesen wäre.

»Nun, was geschah, das so viel besprochen wurde?« fragte der Grieche.

»Es geschah . . .« begann du Halot, aber er strengte sich vergeblich an etwas zu ersinnen.

»In der St. Bartholomäusnacht . . . .« fiel der Gascogner kauend ein, als wolle er der Erinnerung des Hausherrn zu Hilfe kommen.

»Ach . . . ja,« entgegnete du Halot, der immer

verlegener wurde, »aber wir kommen da, glaube ich, auf einen sehr traurigen Gegenstand. Meint Ihr nicht auch, Herr Gouverneur?«

»Ich höre traurige Geschichten sehr gern,« antwortete der Grieche; »Ihr, Capitän du Fresne?«

Der Capitän, der in Gedanken versunken war, nickte bejahend.

»Also heraus mit der Geschichte!« rief der Gascogner mit vollem Munde.

»Erzähle sie selbst, lieber Jacob,« fiel du Halot ein, der von den Messern durchaus nichts wußte, und dessen Erfindungskraft noch schwächer war als sein Gedächtniß.

»Es war,« begann der Abbé, »zwischen eilf und zwölf Uhr in der Nacht des 29. August 1572, in der Straße St. Honoré, in der Nähe des Getreidemarktes, als die drollige Geschichte sich zutrug, die ich zum Besten geben will.«

Du Fresne richtete rasch den Kopf empor und sah den Erzähler verlegen an.

»Mein Oheim,« fuhr der Gascogner fort, ohne auf den Capitän zu achten, »bewohnte ein recht hübsches Haus. Er war ein eifriger Katholik, damals großer Freund der Guisen und ein Gutschmecker wie noch heutigen Tages; seit aber der Hof mit den Hugenotten sich wieder versöhnt hatte, sah man ihn stets Arm in Arm mit drei Hugenotten gehen, obgleich er den Glauben derselben verabscheute.«

»Wohin zielt er?« dachte du Halot, während du Fresne sehr eifrig aß, um seine Verlegenheit zu bergen.

»Ach, Ihr ahntet also die Sturmglocken und das Blutbad?« fragte der Grieche ohne aufzusehen.

»Sehr richtig. Mein Oheim wußte, was im Louvre

angezettelt wurde und wartete mit wahrhafter Engelsgeduld. Am Morgen des St. Bartholomäustages endlich ließ er seinen Haushofmeister rufen und trug ihm auf, für ein prächtiges Abendessen Sorge zu tragen; dann ging er mit einem seiner Freunde aus, um einzuladen. Es sollten zwölf Personen bei dem Abendessen seyn und um zehn Uhr nahmen zwölf Personen in dem taghell beleuchteten Zimmer an der lucullisch besetzten Tafel Platz. Unter den Kostbarkeiten erregten sogleich zwölf Messer, von denen wir vier hier sehen, die Bewunderung, wie jetzt die des Herrn Gouverneurs und man pries nach der Reihe den freigebigen König, welcher das Geschenk gegeben, wie den Künstler, der das Meisterwerk geschaffen hatte. Die Damen überboten noch die Lobpreisungen der Herren.«

»Es waren also auch Damen bei dem Essen?« fragte der Gouverneur zerstreut.

»Sechs Damen und sechs Herren, und fragt nur meinen Herrn Oheim, was für niedliche Weibchen er zusammengebracht hatte. Ich wette, daß er sie noch nicht vergessen hat.«

Der Gouverneur sah du Halot wie fragend an, und dieser lachte etwas albern, weil er durchaus nicht wußte, welche Miene er zu der ganzen Geschichte machen solle. Du Fresne, dessen Verlegenheit mehr und mehr wuchs, wagte es gar nicht, die Augen zu dem Erzähler aufzuschlagen. So roth er vorher gewesen war, so blaß wurde er nun und die Zähne begannen ihm zu klappern.

»Nun?« fragte der Grieche, welcher die Geschichte durchaus erfahren zu wollen schien.

»Nachdem die Complimente erschöpft waren,« fuhr der Gascogner fort, »sprachen die Gäste dem Abendessen zu,

wie's sich gebührt. Die eingeladenen Herren waren der Baron von Frise und von Lormes von Seiten der Katholiken, der Ritter von Montalbert, der Amtmann von Orleans und ein anderer Herr, dessen Namen ich vergessen habe, von Seiten der Hugenotten . . . Helfet mir doch, Oheim.«

»Ja,« antwortete du Halot, der über das kecke Geschwätz des Abbé's ganz verblüfft war, und um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, »ja der Name läuft mir vor dem Munde herum, aber . . . die Geschichte ist schon alt.«

»Lassen wir den Namen,« fiel der Grieche ein, »und beschäftigen wir uns nur mit den Damen.«

»Es liegt allerdings wenig daran,« entgegnete der Abbé. »Die Damen waren meine sehr verehrte Tante, Frau von Lormes, die Baronin von Frise, die Frau des Amtmanns von Orleans, die des Ritters von Montalbert und die des Herrn, dessen Namen ich vergessen habe. Jeder katholische Herr hatte zu seiner Rechten einen Protestanten und die Damen saßen in derselben Ordnung. Das Essen währte fast zwei Stunden, denn die Speisen waren vortrefflich und die Gesellschaft außerordentlich heiter. Einer wetteiferte mit dem Andern an Galanterie und Witz. Der Wein floß in Strömen und die Katholiken brachten zahlreiche Gesundheiten aus, welche die Protestanten brav mittranken, so daß es eine wahre Freude oder doch ein wahres Wunder war, Leute so vergnügt beisammen zu sehen, die vor kaum zwei Monaten einander hätten zerreißen mögen. Eine der protestantischen Damen bemerkte indeß, als man bei dem Dessert war, daß die Katholiken sich sehr in Acht nahmen und ihre Gläser öfters unter dem Tische ausschütteten. Eben als einige spitzige Redensarten darüber gemacht wurden, hörte man gewaltigen Glockenlärm und bald darauf auf dem

Markt Schießen und Schreien. Da nahm mein braver Herr Oheim seinen Becher in die linke Hand, füllte ihn mit Xeres, stand auf und sprach: »auf die Freude meiner Gäste!« Alle standen auf, um dankend zu trinken; die katholischen Herrn und Damen faßten die Becher mit der linken Hand und griffen gleichzeitig mit der rechten nach den Messern.«

Bei diesen Worten stand der Gascogner auf und machte nach was er erzählt hatte; du Halot aber und du Fresne wurden, als sie dies sahen, todtenbleich, sprangen auf, faßten die Gläser mit der linken Hand und ergriffen mit der rechten ihr Messer.

Der Abbé stieß mit der Andern an, setzte sein Glas wieder nieder, ohne es ausgetrunken zu haben, ließ sich auf seinen Stuhl nieder und fuhr fort:

»Kaum hatten die Lippen meines Oheims den Wein berührt, als sechs Hände muthig und rasch sechs dieser prächtigen Messer da bis an das Heft in das Herz der Hugenotten stießen.«

Der Capitän Ancyra fühlte einen Schauer durch alle seine Glieder und sah sich besorgt um. Du Halot und du Fresne blickten von ihren Tellern nicht auf, ließen aber den Griff ihrer Messer nicht los. Der Gascogner trank ruhig sein Glas mit der rechten Hand aus.

»Du malst mich da doch zu schwarz, Jacob,« sagte der Hausherr, der laut lachte.

»Ist es wahr?« fragte Ancyra.

»Gewiß ist alles wahr was ich gesagt habe, Herr Gouverneur, aber mein Oheim ist immer sehr bescheiden gewesen und deshalb will er nicht zugestehen was ich von ihm erzähle. Wenn am 29. August irgend Jemand den Himmel

verdient hat, so kommt er doch gewiß nicht vor Herrn du Halot hinein.«

»Diese Episode war mir nicht bekannt,« erwiderte der Albanese. »Eure Frau Tante wird nach ihrem Tode gewiß heilig gesprochen.«

»Sie ist schon todt.«

»Und alle Hugenotten fanden ihren Tod?«

»Alle und ohne einen Laut von sich zu geben. Ihr könnet Euch denken, daß es nicht schwer ist die rechte Stelle zu treffen, wenn man sie zwei Stunden lang berechnen und messen konnte. Ich brauchte es, wie wir sitzen, nur so zu machen — und Ihr wäret verloren.«

Der Albanese war unwillkürlich ausgewichen, um der drohenden Messerspitze zu entgehen, die ihm der Gascogner nach dem Herzen hielt, aber er war doch nicht rasch genug gewesen, so daß ihn die Klinge noch berührte. Indessen machte der Abbé die Bewegung so leicht, daß er den Herrn kaum berührte.

»Habe ich Euch erschreckt?« fragte er.

»Erschreckt!« antwortete der Grieche. »Das wäre ein Wunder; aber etwas aufgeregt hat mich eure Geschichte.«

»Ach, heilige Jungfrau!« fiel der Gascogner ein, »ich habe meinen Rosenkranz in meiner Satteltasche im Stalle vergessen und es befindet sich daran ein Stück vom wahren Kreuze. Erlaubet Ihr, Oheim, daß ich ihn hole.«

»Thue das.«

»Wisset Ihr,« sagte der Grieche, sobald der Abbé hinausgegangen war, »daß euer Neffe sehr gut zu sprechen versteht?«

»Das bringt ihn vorwärts, Herr Gouverneur. Man hält ihn auch sehr hoch in Paris.«

»Was meint Ihr zu dem Geschichtchen, Herr Capitän?« fuhr Ancyra fort. »Es ist komisch.«

»Ja.«

»Wie Ihr das »Ja« aussprecht! Würdet Ihr eben so gehandelt haben?«

»Wer weiß? Am 29. August waren alle Katholiken auf die Hugenotten sehr erbittert.«

»Wie? Ihr glaubt, die so schöne, so zarte, so weichfühlende Frau du Fresne könnte mit Vorbedacht und mit kaltem Blute, um den Himmel zu gewinnen, mit ihrer weißen Hand morden?«

»Ich glaube es,« fiel der Gascogner ein, der mit dem Rosenkranze über dem Arm wieder eintrat.

Du Fresne erbebte und er fürchtete sich fast vor dieser Stimme.

»Woher kommt es, daß Ihr auf meine Frage antwortet, Herr Pater!« fragte Ancyra.

»Daher, daß ich Euch die Hauptsache, die Pointe von meiner Geschichte, noch nicht mitgetheilt habe. Höret also! Die drei katholischen Damen waren bei weitem nicht so hübsch als die protestantischen, und die hugenottischen Herren hatten ihnen darum auch nie den Hof gemacht . . . das Andere werdet Ihr errathen.«

»Euer Neffe spricht für einen Geistlichen ziemlich schlimm von seinen Nebenmenschen und seiner Familie,« bemerkte Ancyra halblaut gegen du Halot.

»Nun, wenn er Gutes sagte, handelte er vielleicht schlimmer,« entgegnete der Hausherr.

»So denkt Ihr von ihm?«

»Mein Neffe hat nur von meiner Frau gesprochen

und da nicht gelogen, denn sie war eifersüchtig bis an ihr Ende.«

Während der Albanese und der Hausherr so miteinander sprachen, sah der Gascogner den Capitän du Fresne von der Seite an und lächelte dabei seltsam. Der Capitän wurde darüber grün und gelb, seine Lippen zitterten und seine Augen stierten.

»Ich würde also wetten, was Ihr wollet,« fuhr der Abbé fort, »daß Madame du Fresne, die zum Anbeißen schön seyn soll, gerade so handeln würde wie meine werthe Tante, wenn man ihren Freundinnen, nicht aber ihr selbst den Hof machte.«

Ancyra und du Halot lachten laut auf und es zerriß dies Lachen dem armen Capitän das Herz.

»Herr Pater,« bemerkte dann Ancyra, »wir wollen doch von den Schönen, die wir nicht kennen, nichts Böses sagen. Frau du Fresne ist die Tugend selbst und duldet nicht, daß man ihr ernstlich den Hof mache.«

Du Fresne verzog sein Gesicht so häßlich als möglich.

»So meine ich es auch,« entgegnete der Gascogner; »ich trinke auf den Ruhm der Frau du Fresne und auf die Freude ihres Hauses!«

»Heda!« fiel der Grieche ein. »Ich glaube gar, Ihr fasset euer Glas mit der linken Hand, Herr Abbé. Wollen wir trinken wie damals als euer Herr Oheim so sehr fromm war?«

»Da sieht man die Folgen davon, daß man Geschichtchen erzählt,« entgegnete der Gascogner heiter. »Richtig! Der Capitän du Fresne und der Herr Oheim greifen auch nach den Messern.«

Der Albanese sah sich nach dem Sergeanten um, der hinter seinem Stuhle stand, ohne sich zu rühren.

Der Abbé hob langsam sein Glas mit der linken Hand höher.

Du Halot und du Fresne warfen Ancyra glühende Blicke zu. Dieser schüttelte sein schönes schwarzes Haar, hob sein Glas bis zur Höhe der Stirn, lächelte sanft und rief:

»Auf die Freude des Hauses du Fresne!«

»Prächtiger Alicante-Wein!« sagte der Gascogner, nachdem er das Glas aus der linken in die rechte Hand genommen und als Kenner geleert hatte.

Du Fresne und du Halot sahen einander an als wollten sie sagen, sie begriffen den Abbé nicht.

»Das gestehe ich zu und zweifle fast, ob der Xeres in der Bartholomäusnacht besser war,« antwortete Ancyra.

»Ihr irrt Euch; jener war besser, wenn man nach dem Verkaufspreise schließen darf.«

»Wie war der Preis?«

»Ihr könnt wohl denken, daß dieses Abendessen am Hofe großes Aufsehen machte. Meinen werthen Herrn Oheim bat sogar die Königin Katharina, ihr den Rest jenes edlen Weines abzulassen und sie bezahlte die Flasche mit tausend Livres.«

»Und waren noch viele Flaschen übrig?«

»Zum Unglück für meine Familie nur wenige . . . fünfzig.«

»Fünfzigtausend Livres! Ein schöner Handel!«

»Glücklicherweise war damals mein Herr Oheim — jetzt ist er ganz anders geworden — eben so haushälterisch als erfinderisch . . . Er machte aus den fünfzig Flaschen hundert.«

»Ah!«

»Das Seine-Wasser ist ja in Paris nie theuer gewesen.«

»Euer Neffe ist ein vortrefflicher Gesellschafter,« sagte der Albanese lachend zu du Halot, der nichts Besseres thun konnte als mit zu lachen.

»Welcher Groll liegt Euch im Herzen, Capitän?« fragte Ancyra du Fresne; »Ihr seht ganz finster darein und sprecht kein Wort.«

Du Fresne versuchte auch zu lächeln.

»Seht Ihr denn nicht,« bemerkte der Gascogner, »daß der tapfere Capitän, ein großer Ketzerfresser, sich ärgert, daß er den guten Einfall meines Oheims nicht auch gehabt hat? Ich wundere mich selbst, daß er nicht auf den Gedanken gekommen ist, da er doch einen fruchtbaren Kopf haben soll.«

Bei diesem Complimente, das in dem Munde des Gascogners auch eine bittere Anspielung auf eheliche Verhältnisse seyn konnte, ballte du Fresne die Faust und wurde wiederum roth wie ein gesottener Krebs.

Ancyra und du Halot blinzelten einander lächelnd zu.

»Nun,« fuhr der Abbé fort, »wenn Euch die Geschichte von den Messern meines Oheims gefallen hat, so bittet den Herrn Capitän du Fresne, die Geschichte seiner Gabeln zu erzählen.«

Der Capitän sah auf wie Jemand, den man in einer wildfremden Sprache anredet; du Halot wiegte sich unruhig auf dem Stuhle hin und her und der Grieche fragte:

»Habt Ihr denn von jedem Stück auf dem Tische eine Geschichte? Nun, Capitän, erzählet.«

»Ich will des Teufels seyn, wenn ich mich dieser Ge-

schichte erinnern kann,« antwortete du Fresne, welcher die Verlegenheit du Halot's bemerkte und meinte, der Neffe wolle den Oheim nochmals necken, wie er es mit der Messergeschichte eben gethan. »Der Herr Pater ist im besten Zuge, er mag erzählen.«

»Vielleicht wünscht mein Oheim dies vorzutragen,« entgegnete der Gascogner bescheiden; »durch ihn kenne ich den Vorgang, den uns Herr du Fresne aus Bescheidenheit verschweigt.«

»Erzähle, erzähle!« rief du Halot.

»So sey's darum! Zuerst, Herr Gouverneur, was thut Ihr, wenn Ihr ein festes Castell vertheidigt?«

Du Fresne und du Halot schauderten bis ins Mark der Knochen.

»Ich stelle mich mit dem Degen in der Faust auf die Zinnen oder in die Bresche,« antwortete der Grieche aufgeblasen.

»Da ist der Capitän du Fresne nicht eurer Meinung, denn er vertheidigte das Castell Beauvoir bei La Rochelle mit der Gabel in der Hand.«

»Ah!« rief der Albanese und sah den Capitän an, der laut auflachte.

»Fragt meinen Oheim, ob ich nicht buchstäblich Recht habe.«

Du Halot biß sich auf den Schnurbart, suchte zu lächeln, nickte aber zugleich dem Erzähler zu, um ihn zum Schweigen zu bringen.

»Weiter, weiter!« drängte Ancyra.

»Ja, weiter!« sagte auch du Fresne, indem er zugleich eifrig zulangte.

Drittes Capitel.

Die Gabeln des Capitän du Fresne.

»Das Castell von Beauvoir,« fuhr der Gascogner fort, indem er seine Hände streichelte, »hatte eine katholische Besatzung unter dem Herrn du Fresne, als es von einem Haufen Hugenotten angegriffen wurde, deren Führer den Teufel im Leibe hatte. Er hieß — warten Sie! Wie schlecht ist doch mein Gedächtniß! Capitän, helft mir.«

»Die Geschichte ist so alt.«

»O nein; ich spreche von 1575, aber ich sehe wohl, daß Ihr den Bescheidenen nun auch spielen wollet . . . Erinnert sich mein Herr Oheim des Namens jenes tapfern Herrn?«

»Nein,« antwortete du Halot mürrisch und mit einem zornigen Blick auf den Gascogner, den du Fresne mit Freuden bemerkte.

»Haltet Euch dabei nicht auf,« sagte der Albanese, »und kommt zu den Gabeln.«

»Ihr habt Recht; die Geschichte läßt sich auch ohne den Namen erzählen wie die von den Messern meines Oheims ohne den Namen des dritten Calvinisten. Jener Hugenottenführer also war von der Armee des Admirals abgeschickt worden, um das Castell Beauvoir zu nehmen, und man hatte ihm fünfzig Pikenträger, zweihundert Musketenschützen und zwei Kanonen mitgegeben. Schon am

vierten Tage der Belagerung erkannte der tapfere du Fresne, daß der Platz werde genommen werden und da er ihn nicht nehmen lassen wollte, beschloß er ihn durch eine glänzende That zu behaupten.«

»Das lasset hören,« fiel Ancyra in gespannter Neugierde ein.

»Als der katholische Capitän bemerkte, daß seine Mauern an fünf oder sechs Stellen unter den Kugeln wankten, schickte er zwei Trompeter in das Lager der Calvinisten, um die Uebergabe unter ehrenvollen Bedingungen anzubieten, das heißt: er erbot sich mit Waffen und Gepäck abzuziehen, wenn er nicht binnen viermal vierundzwanzig Stunden durch den Graf von Lude Beistand erhalte.

»Der Waffenstillstand wurde angenommen, da die Calvinisten selbst von frühern Anstrengungen noch ermüdet waren. Nun muß ich hier erwähnen, daß du Fresne ganz gut wußte, vor acht Tagen könne er keine Unterstützung erhalten, aber der schlaue Fuchs hatte schon seinen Plan, wie Ihr sogleich hören werdet.

»Nachdem der Waffenstillstand von beiden Seiten unterzeichnet war, lud der Katholik die Calvinisten ein, das St. Hubertusfest mit einem großen Festmahle zu feiern und damit man nicht etwa einen Hinterhalt vermuthe, schlug er vor, das Versöhnungsessen und Trinken der beiden Parteien in gleicher Entfernung von dem Lager und dem Castelle, auf einer grünen Wiese zu halten, wo er eine große Festhalle bauen ließ.«

»Bis hierher,« fiel Ancyra ein, »erkenne ich allerdings die seltene Freigebigkeit des Capitän du Fresne, die bekannt genug ist.«

Du Fresne verzog das Gesicht, denn nicht seine Frei-

gebigkeit, sondern sein filziger Geiz war bekannt. Du Halot seinerseits erstickte fast in seinem Wamms und blickte verlegen bald auf seinen Teller, bald an die Decke hinauf.

»Der Katholik, der durchaus keinen Zweifel an seinen ehrlichen Absichten bestehen lassen wollte,« fuhr der Abbé fort, »verlangte, daß hundert Calvinisten mit Gewehr, eben so wie hundert Mann von seiner Besatzung dem Festessen beiwohnten. Die Hugenotten ereiferten sich aus Höflichkeit dagegen, du Fresne ging aber von dem Vorschlage nicht ab und da er so eigensinnig war, daß er wohl gar die Einladung hätte zurücknehmen können, ging man endlich darauf ein.

»Am andern Tage, dem St. Hubertstage, erschien der Führer der Hugenotten, ein, wie man sagt, schöner junger Mann von ungestümem Muthe, überlegenem Geiste und glänzender Zukunft, mit fünfundzwanzig Offizieren, der Blüthe seines kleinen Heeres, in der Festhalle der Katholiken. Der Capitän du Fresne empfing ihn an der Spitze von fünfzehn seiner Offiziere.

»Es war eine große schöne Tafel in Hufeisenform aufgestellt und diese sowohl mit kostbarem Geschirr als auch ausgesuchten Speisen bedeckt. Die Hugenotten und die Katholiken setzten sich gemischt unter einander, so daß man sie alle für Kinder eines und desselben Patriarchen hätte halten können. Die Weichsten hatten sogar Thränen der Rührung in den Augen. Um seine Gäste noch höher zu ehren, hatte der Capitän du Fresne an den Platz eines jeden derselben Messer mit goldenem Griffe und Gabeln von massivem Golde legen lassen.«

»Jetzt kommen wir zur Hauptsache,« fiel der Grieche

ein, der sehr aufmerksam zuhörte und das Essen ganz vergaß.

»Es ist möglich,« sagte der Gascogner, »daß sich hier und da ein Irrthum in meine Erzählung einschleicht, denn ich kann mich auf mein Gedächtniß nicht wohl verlassen; ich bitte deshalb den Herrn Capitän und Euch, werther Oheim, mich zu berichtigen, wenn ich irre . . .«

»Es ist noch nichts Falsches vorgekommen,« bemerkte der Capitän du Fresne vergnügt. Du Halot kratzte sich hinter den Ohren und strich ungeduldig seinen Bart.

»Die Gabeln,« erzählte der Abbé weiter, »waren zwar nicht durch den berühmten Benvenuto Cellini ciselirt wie die Messer meines Oheims, aber doch sehr zierlich gearbeitet, wie auch alle Calvinisten erklärten. Die beiden Zinken und die ganze Gabel waren außerordentlich fein gerieft.«

»Habt Ihr dieses schöne Service noch, Capitän?« fragte Ancyra.

»Leider nicht; man hat es mir genommen,« antwortete du Fresne.

»Als man alles gehörig bewundert hatte, sprach man den Speisen und Getränken zu. Vor den Katholiken, das habe ich vergessen, lagen nur silberne Gabeln; beide Parteien aber aßen mit gleich gutem Appetit, sie aßen auch alle von denselben Gerichten und tranken dieselben Weine. Als man von der Tafel aufstand, fiel man einander um den Hals und der Führer der Calvinisten verlängerte den Waffenstillstand um vierundzwanzig Stunden, um seinen so freundlichen und freigebigen Wirthen erhöhte Sicherheit zu geben, Hilfe zu erhalten. Dann trennte man sich und jede Partei kehrte zurück, die Calvinisten unter ihre Zelte, die des Kö-

nigs in ihr Castell, nachdem sie einander versprochen hatten, als gute Nachbarn Nachricht zu geben, wie das Fest ihnen bekommen.

»Am andern Tage, gegen zwei Uhr nach Tische, schickte der Capitän du Fresne einen seiner Pagen zu dem Grafen von Lude, um ihn ersuchen zu lassen seinen Marsch zu beschleunigen, und seinen Trompeter in das Lager. Dieser wurde von dem Commandanten der Hugenotten empfangen, der etwas verändert aussah.

»Wie geht es bei Euch?« fragte der Ketzer.

»Für jetzt ziemlich schlecht, gnädiger Herr; die große Freude unsers Herrn Commandanten hat wahrscheinlich seine Verdauung gestört, denn er hat schlecht geschlafen und sieht nicht gut aus. Vielen unserer Leute geht es nicht besser.«

»Mir ebenfalls,« antwortete der Calvinist, »und merkwürdigerweise befinden sich meine fünfundzwanzig Offiziere auch nicht wohl. Wir haben alle wohl etwas zu viel gegessen und getrunken . . . Ich lasse indeß den Herrn du Fresne schönstens grüßen.«

»Damit entließ er den Trompeter, denn er fühlte, daß ihn eine Uebelkeit anwandelte. Am Tage darauf erschien ein Herold an der Zugbrücke des Castells und verlangte mit dem Gouverneur zu sprechen. Dieser lag im Bett, empfing aber den Herold, trotzdem daß es mit seiner Gesundheit sehr schlimm zu stehen schien.

»Wie geht's bei Euch?« fragte er matt.

»Es kann kaum schlechter gehen, gnädiger Herr; alle unsere Offiziere sind dem Tode nahe.«

»Sage deinem Herrn, Du hättest mich in sehr schlim-

mem Zustande, zwischen dem Arzte und dem Beichtiger, gefunden.«

»Sobald der Herold die Citadelle verlassen hatte, sprang der Capitän du Fresne aus dem Bette und trieb seine Leute an, welche die schadhaften Mauerstellen ausbesserten. Er befand sich vollkommen wohl und hatte nie fester auf den Beinen gestanden. Gegen Abend befahl er die Sterbeglocke zu läuten. Als das der Commandant der Hugenotten hörte, sprach er: »Der arme du Fresne stirbt und ich werde ihm bald nachfolgen.« In der nächsten Nacht fuhren wirklich fünfzehn calvinistische Offiziere zum Teufel; am andern Tage starben fünf andere und am Tage darauf hatte man noch fünf zu begraben. An dem Tage endlich, an welchem die Citadelle hätte übergeben werden sollen, ging der Befehlshaber der Calvinisten selbst fluchend wie ein Heide aus der Welt und als man ihn begrub, entstand vom Castelle her ein gewaltiger Lärm von Pferdegetrappel und Trompetengeschmetter, die Besatzung überfiel das Lager und schlug so tüchtig drein, daß die Hugenotten, die keine Führer mehr hatten, sammt und sonders niedergemacht wurden. Als der Graf von Lude ankam, freute er sich über das Geschehene so sehr, daß er du Fresne mit sich nahm, um ihn dem Könige vorzustellen. Das ist meine Geschichte, die Euch nicht unbekannt seyn würde, wenn Ihr im Jahre 1575, wo sie sich zutrug, bereits in Frankreich gewesen wäret.«

»Aber,« bemerkte Ancyra, »ich sehe nicht, welche Rolle die Gabeln des Capitän du Fresne dabei gespielt haben . . .«

»Das ist doch ziemlich leicht zu errathen,« entgegnete der Abbé.

»Ja wohl, sehr leicht,« bestätigte du Fresne mit pfiffiger Miene.

»Fragt nur meinen Oheim,« setzte der Gascogner hinzu; du Halot aber war so blaß, wie es du Fresne bei der Geschichte von den Messern gewesen war; er antwortete nicht.

»Die goldenen Gabeln, deren sich die Hugenotten bedienten, waren, wie gesagt, gerieft,« sprach der Erzähler weiter; »in diesen Riefen befand sich ein feines Gift, das durch einen geschickten Arzt in dem Castelle bereitet worden war. Die Ketzer nun, welche sehr oft mit der Zunge an die Riefen kamen, brachten damit das Gift in den Mund und den Tod in ihr Blut.«

»Ein guter Spaß!« rief der Grieche aus, während er zugleich nach Messer und Gabel schielte, ob sie am Ende nicht auch gerieft seyen. »Nun verstehe ich auch, warum die armen Belagerer nichts Böses ahnten. Sie hatten ja dasselbe gegessen und getrunken wie die Katholiken und mußten an eine allgemeine Vergiftung glauben . . .«

»Ihr ersehet daraus, wie schlau der Herr Capitän du Fresne ist und daß seine Gabeln mit den Messern meines Oheims sich wohl messen können.«

Du Fresne lachte laut während er du Halot ansah; der Grieche aber meinte:

»Es ist nun Zeit zum Aufbruche; ich mache Euch mein Compliment, werther Hausherr, über euren Neffen, der wie ein Buch spricht; wenn er die Messe so gut lieset wie er seine Geschichten erzählt, wird er bald genug Papst werden.«

Die Gesellschaft erhob sich, der Albanese nahm den

Gascogner am Arme, zog ihn in eine Fensterbrüstung und sagte:

»Nun erzählt mir, was Euch Herr von Brissac über gewisse Liebeleien mitgetheilt hat.«

»Herr Commandant, man will Euch erstlich ermorden und sich dann des Castells von Angers bemächtigen.«

Ancyra trat ein paar Schritte zurück, der Abbé aber fuhr fort:

»Lasset kein Staunen merken über das was ich Euch sage; mein Oheim und der Capitän, die dort in einer Ecke mit einander sprechen, verwenden die Augen nicht von Euch und sind vielleicht ganz anders gesinnt als Ihr glaubt . . . Ich habe Euch noch Einiges anzudeuten, um Euch aufzuklären.«

»Ich bin ganz Ohr.«

»Ermorden will Euch der Capitän du Fresne, weil Ihr um seine Frau herumgeht; das Castell aber will Euch mein Oheim nehmen.«

»Beide Unternehmungen scheinen mir ziemlich unsinnig zu seyn.«

»Nicht so sehr als Ihr glaubt. Ihr habt ganz vergnügt meine beiden Geschichten angehört, nicht wahr?«

»Ja.«

»Und Ihr glaubt ohne Zweifel, ich habe nur so geschwatzt um zu reden.«

»Allerdings.«

»So lasset Euch eines Bessern belehren . . . Es war verabredet, daß Ihr unter den Messern meines Oheims und des Capitäns fallen solltet, sobald ich mein Glas mit der linken Hand an den Mund führte.«

»So erzähltet Ihr also meine Geschichte?«

»Wie Ihr gehört habt.«

»Und warum waret Ihr darauf eingegangen das Signal zu geben?«

»Um Euch das Leben zu retten.«

»Was veranlasset Euch dazu?«

»Die Ligue, die ich im Geheimen predige und die Euch achtet.«

»Sehr wohl . . . und wie will man das Castell nehmen?«

»Wie man kann und man wird es nehmen, wenn Ihr nicht auf der Hut seyd.«

»Wie kann ich mich vor der List schützen?«

»Wie Ihr wollet.«

»Wie verstehet Ihr das?«

»Es gibt zwei Mittel.«

»Welche?«

»Das Schwert und die Gabel.«

»Ich verstehe.«

»So gratulire ich.«

»Wann sind die Verschwornen einzuladen?«

»Sie sind gar nicht einzuladen; ich werde sie zu Euch führen.«

»Wann?«

»Morgen Mittags . . . Ihr stellt Euch überrascht von dem Besuche, behaltet sie aber bei Euch, da Ihr eure Vorsichtsmaßregeln getroffen haben werdet.«

»Ich habe keine gerieften Gabeln.«

»Um so besser, so erdenkt etwas Anderes.«

»Sind die Verschwornen zahlreich?«

»Mein Oheim, du Fresne, ich und ein Anderer, den ich nicht kenne.«

»Und Ihr scheut Euch nicht, den Oheim mir zu überliefern?«

»Mein Onkel neigt sich seit einiger Zeit den Hugenotten zu.«

»Das ist alles, was Ihr mir mitzutheilen hattet?« fragte der Albanese laut.

»Herr von Brissac hat mir sonst nichts anvertraut,« antwortete der Abbé eben so.

Du Halot und du Fresne ihrerseits waren ebenfalls zusammen getreten und der Letztere sagte leise:

»Freund, euer Neffe hat uns arg zu Narren gehabt.«

»Er soll dafür büßen; er erzählte da eine Messergeschichte, von der ich gar nichts weiß, die Euch aber sehr zu mißfallen schien.«

»Mir? Nicht im mindesten. Was sollte ich mit euren Messern zu schaffen haben?« entgegnete der Capitän, der gleichwohl dabei unwillkürlich die Stirn runzelte.

»Ich habe mich vielleicht geirrt, ich glaubte Euch aber mehrmals zittern und zucken zu sehen.«

»Wahrscheinlich aus Theilnahme, denn der Mann erzählt vortrefflich und ich habe Euch zufällig angesehen als er seine zweite Geschichte erzählte, Ihr wurdet dabei bald blaß, bald roth.«

»Ich?« fragte du Halot.

»Ja . . . Ihr sehet sogar jetzt noch etwas verstört aus.«

»Aber was sollen mich eure Gabeln angehen?«

»Meine Gabeln?«

»Nun?«

»Ich bin nie in Beauvoir belagert worden,« antwortete du Fresne, »und glaube, Ihr gabt dieses Festmahl schauerlichen Andenkens.«

»Ich habe am Sanct-Bartholomäustage nicht zu Abend gegessen,« entgegnete du Halot, »und auch nicht Xeres für tausend Livres die Flasche verkauft.«

Die beiden Freunde sahen einander verwundert an.

»Woher aber wisset Ihr?« fragte du Fresne staunend.

»Und Ihr?«

»Und er?«

»Dahinter steckt etwas . . . Euer Neffe trägt auf beiden Achseln.«

»Zum Glück ist er in unsern Händen und wir wollen ihm ohne weiteres den Prozeß machen.«

»Ja, ins Verhör wollen wir ihn nehmen.«

»Und aufknüpfen.«

»Was? Euern Neffen?«

»Er ist so wenig mein Neffe als der eurige,« antwortete du Halot achselzuckend. »Aber still! Da kommt der Grieche auf uns zu.«

Du Fresne versank in finstere Gedanken. Der Albanese verabschiedete sich, der Gascogner begleitete ihn bis an das Thor, kam dann fröhlich in das Zimmer zurück, in welchem du Halot und du Fresne ihn erwarteten und sagte:

»Der kommt mit einem blauen Auge davon; nicht wahr, Oheim?«

»Ja wohl; Dir aber wird es nicht so gut ergehen, Herr Neffe,« antwortete du Halot, indem er die Thür zuschloß.

Der Gascogner setzte sich, streckte die Füße aus und sagte gähnend:

»Welche Zeit ist es? Ich sehne mich nach dem Schlafe und möchte mich also niederlegen. Was meinet Ihr?«

»Wir sind zwei gegen Dich, Schelm,« sagte du Halot, »und so dick auch dein Bauch wattirt ist, wir werden doch durchkommen, wenn Du nicht die Wahrheit gestehest.«

Trotz seinem kecken Selbstvertrauen überlief es den Gascogner doch kalt, als er die beiden Männer in der Kraft der Jahre mit dem Messer in der Hand vor sich stehen sah.

Viertes Capitel.

Alle Wege führen nach Rom.

Pampelonne ließ sich ohne Widerstand an beiden Armen fassen und sprach süßfreundlich:

»Habt Ihr Euch ein Räuschchen getrunken, liebe Freunde? . . . Aber, werther Herr Oheim, Ihr greift nicht eben sanft zu.«

»Warum nennt Ihr Euch den Neffen du Halot's?« fragte du Fresne in seinem barschesten Tone.

»Nun . . . weil die Verwandtschaft mir zur großen Ehre gereicht.«

»Keine Flausen und Winkelzüge! Gerade geantwortet! Was sucht Ihr hier in dem Hause und wie heißt euer wirklicher Name?«

Der Gascogner sah recht wohl, daß er auf Kohlen saß, er nahm deshalb eine finstere Verschwörermiene an und sagte geheimnißvoll:

»Da Ihr denn taub und blind seyd, so zwingt Ihr

mich, von Euch nicht zum Besten zu sprechen, wenn Herr von Epernon mich fragt.«

»Nur weiter!« fiel du Halot ein, den diese Antwort bereits unangenehm berührte.

»Meinen Namen habe ich Euch bereits gesagt: ich bin der Ritter von Pampelonne, Einer der fünfundvierzig Adeligen Sr. Majestät, Freund und Landsmann des Herzogs von Epernon, folglich Gascogner, arm und natürlich bereit jeder Gefahr entgegenzutreten, die mich zum Glücke führen kann. Ich mußte hierher gelangen, ohne erkannt zu werden, deshalb steckte ich mich in diese Mönchskutte, in der ich ganz anders aussehe wie gewöhnlich, das dürft Ihr mir auf mein Wort glauben. Der Herr Herzog liebt Herrn von Cossé nicht sehr, der es, wie Ihr wisset, mit der Ligue hält, dagegen hat er den Commandanten du Halot und den Capitän du Fresne sehr lieb, weil sie dem König mit Leib und Seele ergeben sind. Er findet es vortheilhaft Brissac das Castell von Angers zu nehmen, du Halot als Gouverneur dahin zu setzen und du Fresne ihm beizugeben. Der König hat dazu seine Einwilligung gegeben und versprochen alles anzuerkennen was man unternehme, als ginge es von ihm aus.«

»Warum hat aber Se. Majestät mir nicht einfach eine Bestallung zugesandt?«

»Ihr sprecht ohne zu bedenken was Ihr redet. Glaubt Ihr denn, der Herzog von Guise werde einen solchen Bestallungsbrief unterzeichnen, da Cossé-Brissac sein Freund ist?«

»Das ist richtig,« meinte du Fresne.

»Der König mußte also einen krummen Weg betreten und List anwenden wie ein Gascogner . . . Ich reisete deshalb in aller Eile aus dem Louvre ab, um Euch in euer

Amt einzuführen und den Söldner zu vertreiben. Ich habe heute einen anstrengenden Ritt gemacht und Ihr habt sehen können, in welchem Zustande sich mein Pferd befand . . . Das arme Thier ist aber besser daran als ich, denn es ruht auf seiner Streu aus, während ich im Stehen und Sitzen schlafen muß... Greift doch nicht gar zu derb zu!«

Du Halot ließ los, du Fresne nicht.

»Habt Ihr Papiere, die eure Aussagen bestätigen?«

»Wenn ich keine hätte, würde ich sagen: hängt mich, es ist das Kürzeste.«

»Lasset diese Papiere sehen.«

»Greift da in meinen rechten Stiefelschaft... Richtig... Zerreißt den Umschlag und leset.«

Du Halot las:

»Der Inhaber verdient alles Vertrauen und ist dem Könige treu.

Herzog von Epernon.«

»Sehr kurz!« murmelte er, indem er das Papier wieder zusammenbrach.

»Verschwörer schreiben auch nicht wie Advocaten, so viel ich weiß.«

»Lassen wir das,« meinte du Fresne; »jetzt erkläret uns, was die Komödie von der linken Hand, der rechten Hand und den Messern bedeuten sollte.«

»Ich wollte dem Griechen an den Puls fühlen, auch Euch mit, und erfahren, ob Ihr Männer wäret, die fest stehen und ob er sich verblüffen lasse.«

»Warum trankt Ihr dann nicht mit der linken Hand, als Ihr sahet, daß wir entschlossen waren?«

»Weil ich den Söldner im Scherze mit der Spitze mei-

nes Messers berührt und gefunden hatte, daß er ein Panzerhemd unter dem Wammse trägt.«

»Ah!« rief du Fresne aus.

»Wir hätten eine tüchtige Viertelstunde gebraucht, um ihn todt zu machen und seine Bedeckung hätte also vollkommen genug Zeit gehabt uns niederzustoßen.«

»Das ist freilich richtig,« setzte du Fresne hinzu.

»Gar nicht ungeschickt,« meinte auch du Halot.

»Uebrigens fiel mir auch etwas bei, was ich für sehr gut halte und was uns mit Gottes Hilfe morgen in den Besitz des Castells bringen wird.«

»Das ist?«

»Höret. Morgen, etwas vor Mittag, gehen wir, der Capitän da und ich, in die Citadelle hinauf, um dem Albanesen unsern Besuch zu machen. Er ladet uns zu Tische, wir schlagen aber die Einladung aus unter dem Vorgeben, es erwarteten uns Freunde in der Stadt. Er läßt sich nicht abweisen und fordert uns auf, unsere Freunde auch mitzubringen. Du Fresne geht da fort, um du Halot zu holen, der sich mit etwa zwanzig auserlesenen und unter den Wämmsern wohlbewaffneten Männern bereit hält. Die Wache, die natürlich schon Weisung erhalten hat, läßt unsere Leute ungehindert herein und wir setzen uns zu Tische.«

»Mit geriefsten Gabeln wohl?« fiel du Fresne ein.

Der Gascogner lachte und entgegnete:

»Glaubt Ihr, der Grieche habe sich eine Lehre aus der Geschichte gezogen?«

»Er sieht mir ganz darnach aus,« brummte du Halot.

»Ihr irrt Euch auch nicht, denn ich habe ihn gewarnt.«

»Gewarnt? Vor was gewarnt?« fragten beide Männer erschrocken.

»Vor unserm Complot.«

»Wicht!«

»Nun, nun! Haltet Ihr mich für einen Ketzer, daß Ihr mit Messern auf mich eindringt? Gebt Euch lieber die Mühe, nur ein klein wenig nachzudenken. Wenn ich die Geschichte von den Gabeln nicht erzählt hätte, würde es dem Griechen nicht eingefallen seyn, morgen seinen Koch zum Giftmischer zu machen, und wenn ich Euch nicht verrathen hätte, würde es ihm nicht eingefallen seyn, Euch in so großer Anzahl einzuladen.«

»Der Mann spricht wie eine Sibylle,« sagte du Fresne bewunderungsvoll.

»Die Gascogner sind kluge Leute,« setzte du Halot hinzu . . . »Aber . . . noch einen Augenblick! Woher kennt Ihr die Geschichte von den Gabeln so genau?«

»Und die von den Messern?« fragte auch du Fresne.

»Vom Hörensagen,« antwortete Pampelonne.

»Ihr habt aber Wahrheit und Lüge so unter einander gemengt, daß man bösliche Absicht vermuthen muß«

»Ich hatte allerdings die Absicht, dem Albanesen auf eure Kosten Spaß zu machen, indem ich ihm Schnurren erzählte, die Euch ganz fremd waren. Ich kannte die beiden Geschichtchen sehr ungenau, die man mir in meiner Kindheit erzählt hat, und wenn ich die wirklichen Namen hätte angeben sollen, würde ich in die größte Verlegenheit gekommen seyn. Ich theilte also die Messer du Halot und die Gabeln du Fresne zu, hätte es aber eben so gut umkehren oder die Geschichte von ganz andern Personen erzählen können. Es kam mir auf nichts weiter an, als den Griechen zu fes-

seln und Euch Beide interessant zu machen. Ist das etwas Schlechtes?«

»Allerdings,« flüsterte du Halot dem Capitän zu, »er hat doch recht und wenn er uns hätte aufziehen wollen, würde er nicht euern Namen statt des meinigen und umgekehrt genannt haben.«

»Das ist mir auch klar... Der Mann gefällt mir übrigens; er weiß vortrefflich zu reden.«

»Nun so wollen wir unsern Streit vergessen,« sagte du Halot, indem er dem Gascogner die Hand reichte.

»Morgen also!« setzte du Fresne hinzu. »Da aber ernstlich.«

»Ja, morgen, es müßte denn derjenige nicht kommen, den ich erwarte.«

»Wen erwartet Ihr?«

»Um uns neue Bürgschaften von der Zustimmung des Königs zu geben, wird der Herzog von Epernon uns morgen einen Mann schicken, der wohl im Stande wäre das Castell ganz allein zu nehmen. Wenn er nicht kommt, ist die Partie aufgeschoben, kommt er, so ist sie gewonnen.«

»So betet zu Gott, daß er glücklich anlange,« entgegnete du Fresne, »und laßt uns nun scheiden, denn es ist spät.«

»Wohl gesprochen,« erwiederte der Gascogner. »Herr Wirth, führt mich in mein Schlafgemach, denn meine Augen brennen vor Müdigkeit ... Ihr, Herr Capitän, habt lange genug Ruhe gehabt und werdet also einmal diese Nacht auf das Ehebett verzichten.«

»Warum?«

»Der Erfolg unseres Unternehmens hängt davon ab, daß Ihr im Freien bleibt.«

»Was soll ich da thun?«

»Parole und Feldgeschrei erfahren.«

»Sehr wohl.«

»Ist die Wache aufmerksam in eurer guten Stadt Angers?«

»Für Bürger so ziemlich.«

»Sie wird Euch aber hinaus lassen?«

»Mit Parole gewiß.«

»Gut. So schleicht Euch geschwind nahe an die Citadelle und bleibt da bis zur Morgendämmerung. Es wäre möglich, daß der Grieche noch diese Nacht Verstärkung von La Flêche verlangte, was uns sehr hinderlich seyn würde, wenn wir nicht davon unterrichtet wären.«

»Das glaube ich,« meinte du Halot; »wir fänden dann statt fünfzig Feinde zweihundert.«

»Ihr sehet, daß die Sache wichtig ist.«

»So will ich meiner Frau gute Nacht wünschen und mich sogleich aufmachen.«

»Lasset doch eure Frau in Frieden schlafen,« antwortete du Halot; »stört sie nicht und macht Euch so schnell als möglich auf den Weg.«

»Ich gehe.«

»Ihr, Herr Oheim, . . . aber dieser Titel mißfällt Euch.«

»Nein, nein.«

»Wählt unter euren zuverlässigen Leuten zwanzig oder fünfundzwanzig aus, die kräftig sind und das Schwert, die Keule und den Dolch zu handhaben verstehen. Jeder von ihnen muß es mit vier von denen oben aufnehmen können. Lasset Alle Panzerhemden oder Büffelwämmser anziehen, kurz richtet die Serenade gut ein, Ihr werdet Arbeit bis zum

Morgen haben. Vor allen Dingen sagt Niemanden was Ihr vorhabt. Eine Stunde vor dem Aufbruche sammelt Ihr eure Leute vor der Stadt in der Nähe des Castells und erst auf der Zugbrücke theilt Ihr ihnen mit was geschehen soll. Verstanden?«

»Vollkommen.«

»Ich meines Theils werde mich einriegeln und schlafen wie eine Katze. Zeigt mir das Zimmer, das Ihr mir bestimmt.«

»Da ich die ganze Nacht in der Straße umher zu laufen haben werde, so erlaubt, daß ich Euch mein eigenes Zimmer anweise . . .«

»Eine große Ehre,« unterbrach ihn der Gascogner, der mit den Augen blinzelte, da er nicht wußte, ob hinter dieser Artigkeit irgend ein Fallstrick verborgen sey.

»Wir sind ja Vettern!« entgegnete du Halot, der seinen Gast in sein Zimmer führte, den Degen umschnallte, sich in einen großen braunen Mantel hüllte nnd dann fortfuhr: »hier werdet Ihr durch kein Geräusch gestört werden, die Mauern sind dick und die Thüren haben starke Riegel. Gute Nacht! Hinter mir werde ich das Thor zuschließen und zuriegeln lassen, damit man Euch ganz in Ruhe lasse.«

»Ist das so eure Gewohnheit?« fragte der Gascogner.

»Nein, aber was thäte ich nicht euretwegen?«

»So mag's drum seyn . . . da Ihr aber einmal über den Hof geht, so befehlt doch eurem Stalldiener, daß er mir sogleich meinen Mantelsack bringe, da ich ihn brauche.«

»Recht gern. Wünscht Ihr sonst noch etwas?«

»Nein. Wo beginnt Ihr eure Runde?«

»Am Thor von Tours . . . Aber wie Ihr gähnt! Nun, ich verlasse Euch.«

»Ja, ich kann dem Schlafe kaum noch widerstehen.«

Sobald der Gascogner sich allein sah, eilte er an die Fenster seines Gemaches. Die zur linken Seite sahen in einen von hohen Mauern umgebenen Garten, die zur rechten in einen ebenfalls eingeschlossenen Hof.

»Da sitze ich wie ein Vogel im Käfig,« dachte der falsche Abbé.

Kaum aber hatte er es ausgedacht, so machte Jemand die Thür auf, zog sie mit dem Fuße wieder zu und legte den Mantelsack des Gascogners mitten in das Zimmer. Der Mann war in bloßen Armen; seine Beinkleider wurden auf den Hüften durch einen Ledergürtel festgehalten; er hatte breite Schultern, kräftige Beine, einen tadellosen Wuchs und einen Kopf mit dichtem Haar. Sein Anzug war der eines Dieners der untersten Classe und seine Arme verriethen Riesenkraft.

Nachdem er den Mantelsack niedergelegt hatte, setzte er sich darauf, richtete den Kopf rasch empor, sah den Gascogner an und fragte ihn im reinsten Französisch:

»Du läßt mich hier ein schönes Gewerbe treiben, Pampelonne.«

Der Ritter fiel ihm um den Hals und antwortete:

»Vicomte, Ihr führet mich geradewegs in den Himmel, . . . und Ihr sehet auch unter diesen Lumpen gar nicht übel aus.«

»Wohl möglich, . . . aber ich möchte recht bald aus ihnen wieder herauskommen.«

»Der Vicomte von Gourdon, der beste Reiter des Kö-

nigs von Navarra, Stallknecht bei du Halot' Der Abfall ist freilich bedeutend.«

»Man muß Dich über alle Maßen lieb haben, gib es nur zu, um sich zu einem solchen Falle zu verstehen.«

»Ihr liebt mich sehr, ich weiß es und erkenne es an, aber ich will des Teufels seyn, wenn ich allein dieses Wunder bewirkt habe . . . he?«

»Du bist allerdings nur zur Hälfte dabei betheiliget.«

»Ich danke . . . Sie ist also noch immer in dem Castell und in den Händen ihres Herrn Vaters?«

»Noch immer.«

»Weiß sie, daß Ihr hier seyd?«

»Nein.«

»Habt Ihr sie oft gesehen?«

»Niemals seit sie hier ist.«

»Ihr habt Euch vielleicht nicht gezeigt?«

»Ich brächte mich ja auch um ihre Achtung ganz und gar, wenn ich mich so zeigen wollte.«

»Ah, die Liebe nimmt jede Livrée an, aber . . . ich bitte um Vergebung, wenn ich mich jetzt nicht weiter auf dieses Capitel einlasse. Es ist ganz hübsch von Liebe zu plaudern, nur nicht unter dem Galgen und uns merkt man Galgen und Rad auf eine Stunde weit an, Euch in der Stallknechtkleidung, mir in der Mönchskutte. Helft mir vor allen Dingen mich zu entkleiden.«

»Ich steige.«

»Wie so?«

»Ich werde vom Stallknecht zum Kammerdiener befördert.«

»Richtig . . . befreit mich zunächst von diesen Sti:-

feln, die schwer wie Kanonenkugeln an meinen Füßen hängen . . . So . . . Dank! Nun reißt mir den Bauch auf.«

»Den Bauch?«

»Ja . . . Glaubt Ihr denn dieser Umfang sey mein Eigenthum? Zwei Kissen lassen sich daraus machen . . . knöpft nur hinten auf. Ach, wie athmet es sich so freier! So, nun die Kutte! Sie hat mir warm gemacht . . . Die Perrücke! Halt aber, schont mein rothes Haar! So ... legt dies ehrwürdige Haupt sanft auf einen Stuhl, daneben den Bart da ... So bin ich neu geboren.«

Der Gascogner ging leicht aufathmend in dem Zimmer hin und her und streckte die Füße als wolle er eine Sarabande tanzen.

Der Vicomte von Gourdon hatte seinen breiten Rücken an die Wand gelehnt, schlug die Arme über einander und lachte laut auf über diese Häutung seines Freundes.

Pampelonne war, wie es sich nun zeigte, ein schöner Mann und stand in zierlicher Kleidung da, welche er unter der Kutte getragen hatte. Das Wamms von grauem Atlas wurde durch einen schwarzen Gürtel um den Leib fest zusammengehalten; die Beinkleider waren von violettem Tuch, sein umgeschlagener Kragen von feiner Leinwand ohne Stickerei; seine knapp anliegenden Stiefeln zeigten einen zierlichen Fuß und eine wohlgeformte Wade; sein volles schwarzes Lockenhaar bedeckte seine Schultern, und Kinn und Lippen schmückte ein jugendlicher Bart.

»So stackst Du darunter?« fragte der Vicomte verwundert.

»In keiner andern Weise war ich etwas stark zu machen.«

Allerdings, war der Mönch als ziemlich stark beleibter Mann erschienen, so sah der Ritter wie ein Page aus, dem man höchstens sechszehn Jahre zugetheilt hätte, ob er gleich in der Wirklichkeit zwanzig zählte.

»Aber nun, mein lieber Vicomte, wie kommt man hinaus?«

»Durch das Fenster.«

»Ist die Thür verschlossen?«

»Dreifach und ich habe die Schlüssel nicht.«

»Und mein Pferd?«

»Das läßt sich freilich nicht durch das Fenster hinausbringen. Aber beruhige Dich, dein Pferd ist schon draußen.«

»Ah!«

»Gewiß. Als Du während des Abendessens zu mir kamst, und mir Alles mittheiltest, führte ich später dein Pferd fort, wie in die Schwemme. Alle meine Cameraden, die Diener, betranken sich; es fiel deßhalb nicht auf, daß ich deinen Stutzschwanz nicht wieder brachte. Er steht draußen gesattelt und gezäumt in der Scheuer.«

»Gourdon, erlaubt, daß ich Euch umarme; Ihr besitzet so viel Klugheit, daß sich wohl vier Menschen hinein theilen könnten.«

»Mach jetzt nur, daß Du fort kommst, glücklicher Narr!«

»Bin ich auf dem Wege?« fragte Pampelonne, indem er einen Fuß durch eines der Fenster nach dem Hofe zu streckte.

»Nein, links.«

»Lieber Freund, die Mauer ist dort unverschämt hoch.»

»Nur vorwärts!«

»Ich wag's. Ah! mein Hut, in dem Mantelsacke! Dank! meine Pistolen! gut! Fünfundzwanzig Fuß hoch springen?« setzte er hinzu, indem er durch das Fenster hinaus sah. »Und wie finster!«

»Strecke die Arme empor!« sagte Gourdon, und er zog ihm einen Strick unter den Achseln herum.

»Das ist nicht übel erdacht, Vicomte.«

»Nun springe immerhin, ich halte Dich.«

Der Ritter gehorchte ohne Zögern, und die kräftigen Fäuste seines Freundes ließen ihn sanft hinunter. Dann befestigte der Vicomte den Strick am Fenster, und glitt an ihm auch hinunter.

»Die Blumen unseres Wirthes haben wir zertreten,« sagte der Ritter wohlgemuth, »ein schlechtes Zeichen für ihn.«

»Es wird ihm doch nicht Alles, was ich ihm wünsche.«

»Wo sind wir nun?«

»Hier müssen wir uns klein machen und kriechen,« sagte der Vicomte, indem er auf eine Art Schleuße zeigte, durch welche das Wasser aus dem Garten ablief. »Rasch auf die Knie!«

»Aber mein Wamms, meine Hosen?«

»Der Weg könnte noch schmutziger seyn.«

»Ich werde entsetzlich zugerichtet werden.«

»Es führt kein anderer Weg ins Freie.«

»Nun, die Politik bettet nicht immer auf Rosen,« brummte Pampelonne, indem er sich platt nieder legte ... »Pfui!«

»Wenn Du draußen bist, befindest Du Dich an der Ecke der Scheune, in der Dich dein Pferd erwartet. Die Thür steht offen.«

»Und der Rückweg?«

»Ist derselbe.«

»Immer die Schleuße! Aber sie ist ja vergittert!«

»Vergittert? Erst gestern habe ich sie aufgemacht. Du Halot wird sie wieder haben schließen lassen.«

»Wir müssen einen andern Ausgang suchen.«

»Es gibt nur diesen, man muß sich mit ihm begnügen, oder sich ruhig ins Bett legen. Laß das Gitter einmal sehen.«

Der Riese faßte die Eisenstäbe mit beiden Händen, nahm alle seine Kräfte zusammen, und rüttelte daran. Bald behielt er das ganze Gitter losgerissen in der Hand.

»Nun vorwärts!« sagte er. »Den Strick lasse ich am Fenster.«

»Gute Nacht!« antwortete der Ritter hustend. »Ich glaube, ich ertrinke oder ersticke hier. Ah, meine Hosen, und nun mein Wamms.«

»Siehst Du die Oeffnung?« rief der Vicomte durch die Cloake hindurch.

»Ich kann ja die Augen nicht aufmachen! Ich bin hindurch, aber wie!«

»Viel Glück, und grüße dein Schätzchen schön!«

»Ich danke.«

Fünftes Capitel.

Pampelonne läuft zwei Hasen auf einmal nach.

Der Vicomte versteckte das Gitter in einem Busche, kehrte an das Fenster zurück, und kletterte wie ein Eichhörnchen an den Stricken hinauf in das Zimmer. Nachdem er die Fensterflügel befestiget hatte, damit sie im Winde nicht klappten, zog er die Vorhänge zu, räumte die abgelegten Kleidungsstücke seines Freundes zusammen, zündete eine Nachtlampe an, schob die Riegel der Thür vor, schloß sie zu und legte sich dann in das Bett du Halot's.

»Die Herren sind doch recht glücklich!« sprach der Vicomte bei sich, indem er das Kissen streichelte. »Wie gut werde ich schlafen! Die feine Leinwand! Die guten Matratzen! Wie weich und frisch das Alles ist!«

Und er fing an zu schnarchen wie ein Cahais.

Als der Ritter von Pampelonne durch die Schleuße hindurch war, sorgte er zunächst für sein Gesicht, das ihm von höchst unangenehmer Feuchtigkeit benetzt zu seyn schien. Er zog aus seiner Tasche ein feines gesticktes Tuch und wischte sich so gut als möglich ab, dann ging er nach der ihm bezeichneten Scheune hin, und da wurde er durch ein leises, freudiges Wiehern seines Pferdes begrüßt.

Pampelonne nahm einen Strohwisch, und rieb sich aus Leibeskräften von den Stiefeln bis zum Hute, dann be-

roch er sich überall ein wenig, und endlich sprach er mit heldenmüthiger Ergebung in sein Schicksal:

»Und wenn ich hundert Jahre lang so fort reibe, es wird doch nicht besser. Vorwärts also!« Das Pferd war gezäumt. Pampelonne führte es an die Thür, wo es ein wenig minder finster war, und hüpfte vor Freuden, als er einen großen Mantel bemerkte, der am Sattel hing.

»Daran erkenne ich meinen Hexenmeister Gourdon,« dachte er; »er sorgt für alles.« Und er hüllte sich in den Mantel wie ein römischer Senator.

Einer der Mantelzipfel war zusammengeknüpft. Der Ritter machte den Knoten auf, und fand darin ein Paar Sporen.

Dann zog er sein Pferd auf die Straße. Zu seiner großen Verwunderung trat sein Stutzschwanz auf das Pflaster ohne mehr Lärm zu machen als eine Katze, die auf einem Teppiche hinläuft.

Der Gascogner hob ein Bein des Pferdes auf, dann das zweite, dritte, vierte. Die vier Hufe befanden sich in Ledertaschen mit starken Sohlen, wie sie später der Marschall von Sachsen den Pferden der Armee statt der Eisen geben wollte.

»Gourdon ist der größte Mann der neuen Zeit,« dachte der Gascogner, der rasch sich in den Sattel schwang, und im Schritte durch die Straßen ritt bis zum Boulevard, welches die Stadt nach der Mayenne hin schließt.

An einer Biegung dieses Boulevard machte der Ritter vor einem recht hübschen Hause Halt, das von buschigen Bäumen beschattet und durch eine Mauer geschützt war, welche dasselbe nebst einem großen Garten einschloß. Pampelonne zog sein Pferd dicht an die Mauer, stellte sich auf

den Sattel und blickte nach einem kleinen runden Fenster über den Mansarden. Hinter den Fenstern sah man Licht.

»Gut,« dachte der Gascogner, »der Dummkopf ist nicht zu Hause, welch' schöne Gelegenheit also versäume ich!«

Er wendete sich nun gerade nach einer niedrigen Thür in der Mauer, griff nach einem Draht, der an derselben hing, und zog dreimal tüchtig daran.

Nach einigen Minuten ließen sich leichte Tritte auf dem Sande der Gartenwege hören, und eine Flötenstimme hauchte:

»Hm! hm!«

»Hm!« antwortete der Ritter.

Die Thür wurde vorsichtig geöffnet.

»Recht spät,« sprach das Stimmchen eines Zöfchens, wie man sie jetzt nur noch auf der Bühne findet.

»Ein allerliebster Vorwurf, Louisette; nichts als Vorwürfe erhalte ich hier zu Lande. Weißt Du, was ich habe thun müssen, um daher zu kommen?«

»Man glaubt Euch Alles, Herr Ritter, aber meine Gebieterin ist doch nichtsdestoweniger verdrießlich über das Warten.«

»Arme Clementine! Küsse ihr die Fußspitze in meinem Namen.«

»Ich habe im Hause so schon genug zu thun, und kann nicht auch noch übernehmen, was andern Leuten zukömmt.«

»Nun, werde nur nicht bös und sage mir geschwind die zwei Worte, die man Dir für mich zugeflüstert hat.«

Pampelonne begleitete die Bitte mit einem halben Dutzend Küssen.

»Kommt, so kommt doch!«

»Wenn ich Zeit hätte! die Worte, die Worte!«

»Lasset sie Euch drinnen sagen.«

»Das ist nicht möglich; sprich Du!«

»Ich glaube »Jarnac« hinauswärts und »Henri« hereinwärts, nein . . . umgekehrt . . . und doch nicht . . . ich bin ganz irr geworden.«

»Du böses Mädchen, willst Du mich von dem Stadtrathe zerhauen lassen? Ich muß um jeden Preis und sofort aus der Stadt hinaus.«

»Nun so folget mir. Madame hat die Worte aufgeschrieben . . . Jesus, welcher Geruch kommt da bis zu uns . . . Tretet daher.«

»Besinne Dich nur auf die zwei Worte, Liebchen,« sagte der Ritter so ruhig als möglich, während er sich fest in den Mantel hüllte, »und bitte Clementine mir zu verzeihen; morgen werde ich vor ihr knieen.«

»Ich habe den Auftrag, Euch todt oder lebendig herbeizuschaffen und ich werde ihn ausführen. Pfui, wer wird sich so lange bitten lassen!«

»Nun, ich schwöre hier anzuklopfen, wenn ich vor vier Uhr zurück bin.«

»Ihr schwöret?«

»Bei meinem adeligen Worte.«

»Ein Pfand verlange ich doch noch dazu.«

Pampelonne suchte in den Taschen, fand aber kein Geldstück, faßte deshalb den Kopf Louisettens mit beiden Händen und bedeckte ihn mit Küssen.

»Jarnac« bei dem Hinausgehen, gnädiger Herr,« flüsterte das Mädchen mit wogendem Busen, »und Gott behüte euch!«

»Und beim Hereinkommen?«

»Henri.«

»Gewiß?«

»Gewiß.«

»Tausend Milliarden der Küsse bleibe ich Dir schuldig, schönes Kind,« sagte Pampelonne, der sich wieder auf sein Pferd schwang und nach dem Thore von Nantes hinritt.

»Auf Befehl des Herrn du Broc,« rief er einem Unteroffizier zu, der aus dem Schlafe auffuhr: »das Thor auf!«

»Auf Befehl des Herrn Gouverneurs wollt Ihr wohl sagen?« brummte der Unteroffizier.

»Freilich.«

»Wo ist der Befehl?«

»In meinem Kopfe, Pinsel . . . Glaubst Du denn, es werde in dieser Welt Alles geschrieben, wozu hätte man denn die Zunge?«

»So gebt die Parole.«

»Jarnac.«

»Mach auf!« rief der Unteroffizier der Schildwache zu, und als der Reiter hinaus war, kehrte er zu seinem Platze zurück, während er brummte: »Verdammtes Handwerk das!«

Sobald Pampelonne sich im Freien sah, rief er seinem Pferde zu.

»Du, laß einmal sehen, ob Du Herz im Leibe hast, braver Stutz. Lauf, was Du laufen kannst!«

Die Nachtwächter riefen eben in der Stadt.

»Ein Uhr nach Mitternacht,« sprach der Gascogner. »Ich sollte Adlerfittige oder wenigstens Taubenflügel haben.«

Der Stutzschwanz schien die Gedanken seines Herrn zu

errathen, denn er streckte sich und jagte mit einer Kraft dahin, die man ihm nicht zugetraut hätte . . . da er am Tage vorher sich nicht angestrengt hatte — man erinnert sich, was der falsche Mönch gethan hatte, um dem Pferde das Aussehen zu geben, als sey es weit hergekommen — und bei du Halot gut gefüttert worden war, so galoppirte es mit Lust.

Lassen wir unsern Abenteurer reiten und kehren wir nach Angers zurück, wo einige unserer Freunde trotz der späten Zeit noch wach sind.

Als die Zofe den Reiter nicht mehr sah, schloß sie betrübt die kleine Thür zu und kehrte auf dem Wege, auf welchem sie gekommen, in das Haus zurück.

Louise, welche der Gascogner schmeichelnd Louisette nannte, war ein schönes Mädchen von siebzehn Jahren, herrlich gewachsen, mit reizendem Schelmgesicht und lüsternem Wesen. Sie hatte feine Lippen, brennende Augen, zierliche Hände und Füße, kleine weiße Zähne und schwarzes Haar. Sie war also wohl ein Zöfchen, aber eines, dem nur seidene Strümpfe und ein Atlasmieder gehörten.

»Im Ganzen ist mir's doch lieber, er ist draußen als da oben.« Sie erhob dabei die Blicke nach den beiden großen Fenstern im ersten Stock. Dann setzte sie hinzu, indem sie den Kopf auf die Brust sinken ließ:

»Sie wird verzweifeln wollen, aber doch warten, ... und er kommt gewiß . . . Und ich?«

Sie wurde durch eine Hand unterbrochen, die rasch ihren Arm faßte.

»Nun, er war es nicht?« fragte eine bebende Stimme.

»Nein . . . ja, Madame . . . verzeihet . . . ich sah Euch nicht.«

»Nein . . . ja? bist Du bei Sinnen?«

»Ja wohl, Madame. Zuerst sagte ich nein, weil es besser ist zu lügen als Böses zu sagen; aber das da gilt.«

»Warum kam er nicht mit Dir?«

»Er war so eilig, so unruhig, so verlegen, daß er nur um die zwei Worte bat und im Galopp davonjagte.«

»Ohne Dir etwas für mich zurückzulassen?«

»Ja . . . und doch, es fällt mir ein, er versprach an der kleinen Thür zu klingeln, wenn er vor Tagesanbruch zurückkäme.«

Die Frau, welche Louisetten gespannt zuhörte, seufzte und wendete sich nach einer geheimen Treppe hin, die sie rasch hinaufging.

Louisette folgte der Herrin schweigend bis in das Zimmer.

Diese Herrin war eine Frau von etwa zweiundzwanzig Jahren, prächtig gekleidet, blond und schön, mit vernehmen Wesen und bald schmachtendem, bald brennendem Auge. Sie sank auf einen Sessel und blieb lange da in Sinnen versunken, unbeweglich mit gesenktem Haupte. Ihr Busen nur, der stürmisch wogte, verrieth große Erregung.

Das Mädchen stützte sich auf ein Möbel und wartete ehrfurchtsvoll auf Befehle.

»Glaubst Du, daß er wieder kommt?« fragte endlich die Herrin.

»Ich glaube es. Herr von Pampelonne trotzt allen Gefahren und überwindet sie.«

»Das weiß ich; aber werde ich ihn empfangen können?«

»Ich hoffe es; der Herr Ritter wird schon seine Maßregeln getroffen haben.«

»Der Capitän ist noch nicht zurück?«

»Nein! auch wisset Ihr, daß er selten hierher kommt.«

»Ist das kleine runde Fenster beleuchtet?«

»Ja.«

»Sorge dafür, daß die Lampe dort nicht verlöscht, so lange wir frei sind.«

»Sie wird nicht verlöschen.«

»Schlafe, wenn Du müde bist, ich werde wachen; aber bleibe hier bei mir.«

»Ich bin nicht schläfrig . . . Ach, Madame, es ist wohl recht süß und schön zu lieben?«

»Man stirbt daran, mein Kind . . . Horch!«

»Die Nachtwächter rufen zwei Uhr.«

»Wann wird es Tag?«

»Halb fünf Uhr und selbst später.«

»Ach, wie kurze Zeit bleibet uns da!« flüsterte die junge Frau; dann schwieg sie und verhüllte ihr Gesicht mit dem langen goldgelben Haar. Es war ganz still in dem Zimmer und länger als eine Stunde lang wurde die Stille durch nichts unterbrochen.

Das Zimmer, in welches wir die Leser geführt haben, war reich verziert; ein kostbarer Teppich lag auf den Fußboden, die Wände waren mit werthvollen Tapeten bekleidet, und Doppelvorhänge von rothem Damast schützten die Fensterscheiben in Rautenform gegen das Licht zweier wohlriechender rother Wachskerzen, welche ein weiches Licht umher verbreiteten.

Ein großes Himmelbett, das auf einer Erhöhung stand,

nahm die eine Seite des Zimmers ein, und zwei mit Sammtvorhängen verhüllte Cabinets befanden sich rechts und links von ihm. Ueberdies war das Zimmer mit Truhen, Schemeln, Kissen, Spiegeln, Stickrahmen und all den niedlichen Kleinigkeiten gefüllt, die man nur bei einer hübschen Frau oder einer alten Cokette findet.

Mit einem Male stand die Fee dieses Tempels auf und rief:

»Ich ersticke.«

Thränen der Verzweiflung rannen über ihre bleichen Wangen.

»Ich athme frei,« dachte Louisette bei sich und geheime Freude leuchtete aus ihren Augen.

Sie hatten beide fast zwei Stunden gewartet ohne ein Wort zu sprechen; die Eine sehnte den Geliebten mit fieberhafter Ungeduld herbei und lauschte auf jedes Geräusch in der stillen Nacht; die Andere dagegen wünschte, daß er nicht kommen möge. Im Herzen der Gebieterin herrschte die Liebe schrankenlos, und die Seele der Zofe bewegte heftige Eifersucht.

Für Beide waren die Stunden des Wartens Jahrhunderte.

Endlich klang das Glöckchen im Garten. Beide sprangen gleichzeitig auf.

»Schnell, Louise, schnell, Kind . . . hinunter, hinunter!«

Louise gehorchte, während ihre Herrin an einen großen venetianischen Spiegel trat, mit den schmalen von Ringen bedeckten Fingern durch das lange Haar strich und in sehnsüchtigem Liebeslächeln hier und da an ihrem Anzuge etwas ordnete.

Die Thür öffnete sich und der Ritter von Pampelonne erschien auf der Schwelle mit glühendem Gesicht und schweißbedeckter Stirn.

Er hatte seinen Anzug vollständig gewechselt und der, welchen er trug, war ziemlich seltsam. Seine Beinkleider waren von Büffelleder, wie sie das Fußvolk trug, schwer, rauh und fast unverwüstlich; sein Wamms dagegen von grünem Atlas, mit Silber verziert und statt der Stiefel trug er an den Füßen Bänderschuhe, an den Beinen lange Kamaschen. Sein Kragen endlich war gestickt und mit einer Schleife von kleinen Perlen über dem Wamms zusammengeknüpft.

So sah er wie ein Kleinbürger, wie ein Edelmann, ein Ritter und Fußsoldat aus.

»Armand!« rief die junge Frau, indem sie dem Gascogner entgegeneilte.

»Welche Zeit ist es, liebe Clementine?« antwortete Pampelonne, indem er, die Geliebte im Arme, ins Zimmer hereintrat.

»Weiß ich das? Du bist da und alles ist vergessen.«

»Bald vier Uhr,« antwortete Louisette, die im Schatten des Thürvorhanges stand.

»Vier Uhr!« wiederholte der Ritter, den diese Antwort wie ein Kanonenschuß traf.

»Bald vier Uhr,« sagte das Mädchen nochmals und biß die Lippen blutig.

»Unmöglich!« fiel Clementine ein.

»Die Zeit ist Euch sehr schnell vergangen,« erwiederte die Zofe mit einem Lächeln, das gegen ihren Willen mehr spöttisch als scherzhaft war.

»Gleichviel,« sagte der Gascogner, und erst um fünf

Uhr kommt der Tag; ich habe drei Viertelstunden vor mir . . . Gott sey Dank!«

Er küßte die Geliebte zärtlich.

Louisette warf dem Paar einen leidenschaftlichen Blick zu und entfloh.

Clementine eilte nach der Thür, schob den Riegel vor und hüpfte dann in die Arme des Geliebten, der sie ungestüm an sich drückte.

»Du hast dein Leben nochmals für mich gewagt,« sagte die junge Frau endlich schmachtend.

»Ich wage es alle Tage für mich oder den König, was auf Eins hinauskommt.«

»Wie so?«

»Wenn ich mit dem Schwerte in der Faust in die Feinde eindringe, wenn ich die Festungsmauer ersteige, wenn ich Verschwörung treibe, wenn ich zum Zweikampf gehe, schlage ich mich für mich oder den König; schlage ich mich für den König, so schlage ich mich auch für mich, denn der König bezahlt mich . . . bisher freilich immer nur mit Versprechungen, aber der arme König von Navarra wird auf einmal reich werden.«

»Mein Engel, was Du heute unternehmen sollst, erschreckt mich . . . ich fürchte . . .«

»Mich gehenkt zu sehen?«

»O, sprich nicht so garstige Worte aus, . . . mich schaudert dabei.«

»In jedem Falle, lieb' Schätzchen, gewinnst Du nur, wenn ich erschossen oder gefangen werde,« sagte der Gascogner, indem er mit dem schönen Haar des jungen Weibes spielte.

»Wie so?«

»Ich verlasse dann diese Welt in Gesellschaft deines Mannes. Ein junger Liebhaber wie ich findet sich jeden Augenblick, ein böser Mann aber nur einmal im Leben.«

Ein gewaltiges Pochen an der Thür, von dem alle Fensterscheiben klirrten, hielt das traurige Lächeln Clementinens zurück.

»Clementine, mach' auf oder ich schlage die Thür ein,« rief eine wohlbekannte Stimme, welche der Zorn noch gellender und üblerklingend machte als gewöhnlich.

»Er ist's!« flüsterte die junge Frau, deren Wangen lilienweiß wurden.

Pampelonne riß eine Pistole aus dem Gürtel und ging nach der Thür zu. Clementine hing sich an seinen Arm und fiel vor ihm auf die Knie nieder.

»Was ist zu thun?« fragte der Gascogner leise die Geliebte. »Ich muß vor Tagesanbruch wieder im Hause du Haloi's seyn und sollte ich über die Leiche des Störers hinwegschreiten.«

»Komm,« flüsterte Clementine und zog ihn nach einem Alcoven, dort drückte sie an eine Feder, die eine kleine Thür öffnete, durch diese schob sie Pampelonne.

»Sehr hübsch!« flüsterte der Gascogner unwirsch ... »Nun stecke ich in einem finstern Cabinet . . . und der Tag wird anbrechen . . .«

»Es ist erst halb vier Uhr, Herr Ritter,« sagte eine liebliche Stimme. »Beruhigt Euch.«

»Was? Du bist es, Louisette? Was thust Du hier?«

»Still!« antwortete die Zofe.

Während Clementine den Geliebten versteckte, wurde ununterbrochen mit einem Degengriffe an die Thür gepocht

und zwar unter Flüchen, die den Himmel hätten zum Einsturz bringen können.

»Mein Gott, was hast Du nur?« fragte die junge Frau so sanft als möglich.

»Donnerwetter, mach' auf!«

Clementine eilte barfuß und kaum halb bekleidet nach der Thür, um aufzuriegeln; dann sagte sie:

»Du bist heute noch roher als gestern.«

»Wo ist dein Liebhaber?« schrie im Eintreten, das Schwert in der Hand, der Capitän du Fresne, dessen Gesicht die Wuth blaß und bläulich gefärbt hatte.

»Sey so gut und suche ihn,« antwortete die junge Frau mit lautem Lachen, bei dem selbst der Gascogner in seinem Versteck erbebte.

Sechstes Capitel.

Schlimme Augenblicke für Pampelonne, du Halot und du Fresne.

Warum war der Ritter von Pampelonne in Galopp auf der Straße von Nantes hingeritten? Woher hatte er seinen seltsamen Anzug genommen? Warum war der Capitän du Fresne in so großem Zorn nach Hause gekommen?

Solche Fragen richten ohne Zweifel die Leser an uns und wir beantworten sie, indem wir erzählen, was in Angers und der Umgegend vorging, während Madame du Fresne ihren Geliebten erwartete.

Zwei Stunden, nachdem Pampelonne sich hatte das Thor nach Nantes öffnen lassen, erschien eine Patrouille bei diesem Posten. Du Broc selbst, der Gouverneur von Angers, der die Pflichten seines Amtes streng erfüllte, visitirte die Wachen in Begleitung eines Subalternoffiziers, der eine Fackel trug.

»Was Neues?« fragte der Gouverneur den Subalternen, wie Jemand, der eine vollkommen befriedigende und friedliche Antwort erwartet.

»Ich weiß nichts, was Ihr nicht auch wüßtet, Herr Gouverneur; die Nacht ist so still wie klar, und ich bedaure nur nicht in meinem Bette zu liegen.«

»Um so besser wirst Du morgen schlafen . . . Es geht also alles nach Wunsch?«

»Ja, Herr Gouverneur . . . Vor zwei Stunden kam Jemand, . . . daß ich es nicht vergesse . . .«

»Wer?«

»Euer Mann.«

»Mein Mann?«

»Nun ja, euer Page, Courier, was weiß ich! kam und ritt im Galopp weiter. Er saß auf dem Pferde, als wäre er darauf gewachsen.«

»Du hast wohl geträumt?«

»Wie beliebt?«

»Ich verstehe kein Wort von deinem Märchen.«

»Ein Märchen? Ich erfinde niemals Märchen. Etwa eine halbe Stunde nach Mitternacht klopfte mich ein Reiter auf die Achsel und forderte mich in eurem Namen und auf euren Befehl auf ihm das Thor zu öffnen, da er einen Auftrag auszurichten habe.«

»Und hat er die Parole gegeben?«

»Würde ich ihn sonst durchgelassen haben? Ihr haltet mich doch hoffentlich nicht für einen Hugenotten?«

»Nein, aber für einen Pinsel, Herr Offizier.«

»Warum das?«

»Weil ich in dieser Nacht weder einen Pagen noch einen Courier abgeschickt, und die Parole nur dem Capitän du Fresne mitgetheilt habe . . . Verstanden?«

»Ganz wohl . . . der Capitän hat sich aber das Thor nicht aufmachen lassen, sondern ein Anderer.«

»Höchst wahrscheinlich, Du müßtest denn die ganze Geschichte geträumt haben.«

»Daß das nicht der Fall ist, verbürge ich. He da, Anton, komm einmal her! . . . Anton stand eben Schildwache und er wird Euch sagen wie ich, daß ein Reiter in einem langen, weiten Mantel, ohne eine Spur von Bart, dünn wie ein Aal, auf einem Stutzschwanz sich in eurem Namen das Thor öffnen ließ und die Parole sagte — Jarnac — nicht wahr, Anton?«

Der Angerufene nickte mit dem Kopfe und bestätigte so, daß alles wahr sey.

»Ihr habt Euch durch einen Spion anführen lassen, der uns wahrscheinlich einen schlimmen Streich spielt . . . Wenn der Reiter zufällig wieder erscheinen sollte, am Tage oder in der Nacht, so nehmt ihn beim Kragen und bringt ihn zu mir . . . Verstanden?«

»Ganz wohl; ich werde auf ihn lauern wie die Katze auf die Maus, seyd unbesorgt.«

»Beschreibt mir den Spion genau . . . Das Pferd also ist . . .?«

»Fuchs, Stutzschwanz . . .«

»Gut . . . Der Reiter bartlos, schmächtig, in einen langen braunen Mantel gehüllt?«

»Ja, Herr Gouverneur.«

»Habt Ihr nicht auch seinen Wamms und seine Hosen gesehen?«

»Nein, er hatte den Mantel zu fest um sich geschlagen.«

»Und der Hut?«

»Klein und ohne Federn, aufgekrempt an der Seite.«

»Das genügt . . . Jetzt geh auf deinen Posten zurück ... Du hast mir diese Nacht einen dummen Streich gemacht.«

Der Gouverneur patrouillirte weiter, visitirte einen Posten nach dem andern und als er den letzten beinahe erreicht hatte, stieß er unversehens an einen Mann, der rasch aus der Thür eines Hauses trat, vor welcher der Gouverneur eben vorübergehen wollte.

»Na, mein lieber du Halot, auf galanten Abenteuern?«

»Ich verstehe mich nicht auf das Lügen,« antwortete der Angeredete.

»Besuche in Ehren macht man zu solcher Stunde nicht; aber, Freund, in dieser Hütte? Ihr seyd wohl wie der Bearner, der die gröbsten Unterröcke am liebsten hat? Nun, der Geschmack ist verschieden, und unter häßlichen Unterröcken gibt's gar schöne Sünderinnen. Da Ihr aber einmal da seyd, so leistet mir Gesellschaft bei meinem Rundgange.«

»Mit Vergnügen. Wohin geht Ihr?«

»Ich habe nur noch das Thor von Tours . . .« Kommt.«

Der Unteroffizier trat vor.

»Ist nicht vor einer Stunde oder länger ein Reiter mit jugendlichem Gesicht, schmächtig, mit einem kleinen aufgekrempten Hute ohne Federn in einem großen Mantel auf einem Fuchs-Stutzschwanz hereingekommen?«

»Nein, Herr Gouverneur . . . Seit dies Thor geschlossen, ist Niemand herein- und Niemand hinausgelassen worden.«

»Gut. Sobald jener Reiter hier erscheint, nehmt Ihr ihn am Kragen und bringt ihn wohl gebunden, todt oder lebendig, zu mir, lieber lebendig als todt, da ich ihn verhören möchte.«

»Ich werde ein wachsames Auge auf alle Einpassirenden haben.«

Du Halot hatte große Lust zu lachen und konnte sie kaum unterdrücken, als der Gouverneur den lächerlichen Befehl gab, auf den Gascogner zu vigiliren und ihn zu verhaften, der doch, seiner Rechnung nach, in diesem Augenblicke in seinem eigenen Bette schlief. »Mein Neffe,« dachte er, »ist zu rechter Zeit gekommen; ein Tag später und man knüpfte ihn auf, nachdem man ihn gefoltert . . . Wer weiß, was er dabei erzählt hätte, das mich auch mit ins Verderben gebracht hätte . . . Unsere Mine scheint aufgefunden zu seyn und mein Neffe wird sich bis Mittag versteckt halten müssen. Und wenn der Grieche oder du Fresne nicht reinen Mund hielten!«

Du Halot stand wie auf Kohlen.

»Nun,« sagte der Gouverneur, indem er den Unter offizier entließ und den Arm seines Freundes wieder nahm, »ist mein Mann an den drei Thoren der Stadt gut empfohlen; wenn er zurückkommt, beklage ich ihn.«

»Wie so . . . wenn er zurückkommt?« fragte du Halot, der falsch gehört zu haben glaubte.

»Nun ja, wenn er zurückkommt . . . Habe ich nicht so gesagt?«

»Ihr habt so gesagt, aber ich verstehe es nicht.«

»Die Sache ist so: Vor drei Stunden erschien ein junger Mensch an dem Nantes-Thor, sagte die Parole, gab vor, von mir abgeschickt zu seyn, ließ sich das Thor öffnen und jagte im Galopp auf der Straße hin.«

»Ah!«

»So ist's.«

»Und der junge Mensch ritt einen Fuchs-Stutzschwanz.«

»Ja.«

Du Halot überlief es eiskalt.

»Er hatte keinen Bart, war schmächtig und in einen großen Mantel gehüllt?«

»Ja . . . Was wundert Euch dabei?«

»Nichts . . . Ich möchte mir das Signalwort genau merken, um Euch behilflich seyn zu können.«

»Ich danke . . . Er wird wohl selbst in die Falle gehen. Wahrscheinlich ist er ein Spion des Bearners.«

»Wenn er ein Spion ist, kommt er nicht wieder.«

»Ach, die Hugenotten rennen nach dem Galgen wie die Motten ins Licht fliegen.«

»Wann soll der Reiter hinausgeritten seyn?«

»Eine halbe Stunde nach Mitternacht . . . Aber ich danke für eure Begleitung . . . da ist eure, hier meine Straße. Ich wünsche einen guten Morgen.«

»Lebt wohl, Herr Gouverneur, und verfüget jederzeit über mich.«

Du Halot seufzte tief, sobald er unbeachtet seufzen konnte, lief dann rasch und kam bald an seine Hausthür, an welche er stark klopfte. Während seine Leute horchten und aufstanden, hatte der Verschwörer Zeit sich den trübsten Gedanken zu überlassen.

»Wenn das Unglaubliche wahr wäre,« dachte er bei sich; »wenn mein Gast entflohen, bin ich verloren, denn dann bin ich verrathen; ich habe einen Elenden aufgenommen, dem ich unklug meine Ansichten gesagt.«

Die Haare standen dem armen Manne zu Berge, und er sah sich bereits vor dem Galgen.

Man kam endlich, um die Thür zu öffnen, aber sie ging nicht auf, obgleich man alle Riegel zurückgeschoben und das Schloß aufgeschlossen hatte.

»Nun, werde ich endlich hineinkommen?«

»Die Kette muß draußen vorliegen,« rief ein Diener hinaus.

»Wahrhaftig,« dachte du Halot. »Und da ich sie selbst vorgelegt habe, da sie noch da ist, kann mein Gast nicht durch die Thür herausgekommen seyn.«

Dieser Gedanke war wie Balsam für den armen du Halot, der sofort die Kette wegnahm, die Thüre aufstieß und in den Hof trat.

»Mein Neffe ist nicht fortgeritten?« fragte er.

»Nein, gnädiger Herr,« erhielt er zur Antwort, »er müßte denn ein Hexenmeister seyn. Ich bin bis lange nach Mitternacht im Hofe umhergegangen, weil es mich im Bett nicht litt, da meine Frau nicht aufhörte zu zanken.«

»Gut,« sagte der Commandant, den diese Antwort sehr erfreute. Dann eilte er die Stufen hinauf in die Vor-

halle, von dieser auf die Treppe und endlich gelangte er vor sein Schlafzimmer, das er sorgfältig verriegelt hatte.

Er legte das Auge an d s Schlüsselloch und sah im Scheine des Nachtlichtes die Kutte, die Reitstiefeln und die ganze Garderobe seines Neffen in guter Ordnung an dem Bette liegen. Die Vorhänge desselben waren aufgezogen und er konnte deutlich sehen, daß Jemand darin lag.

Dann legte er das Ohr an das Schlüsselloch und hörte entsetzlich schnarchen, Töne, die ihn in diesem Augenblicke mehr erfreuten, als es die lieblichste Melodie im Stande gewesen wäre.

»Der Dummkopf!« dachte du Halot und er meinte seinen Freund, den Gouverneur. »Hat er mir einen Schreck eingejagt! . . . Schlaf in Frieden, armer Jacob und schnarche nach Belieben, ganz nach Belieben!«

»Wie sollte er auch hinausgekommen seyn? die Fenster gehen in den Garten und den Hof. Die Gartenmauer ist zwanzig Fuß hoch und mit scharfen Spitzen versehen, der Hof auch von allen Seiten eingeschlossen. Meine Thür war innen und außen verriegelt . . . und sein Pferd! das müßte ja wie der Pegasus durch die Luft haben fliegen oder durch ein Schlüsselloch kriechen können . . . Der dumme du Broc, wie wird er ausgelacht werden!«

Während dieses Monologes war du Halot wieder in den Hof hinabgegangen und da er nur ein paar Schritte zu thun hatte, um in den Pferdestall zu gelangen, so nahm er sich vor, dort einen Besuch abzustatten, um den Stutzschwanz des Gascogners zu streicheln.

Die Lampe, welche gewöhnlich in dem Stalle des Commandanten brannte, war zufällig verloschen, du Halot aber kannte seine Pferde genau, klopfte jedes und da er drei hatte,

fand er auch alle drei. »Und Du, Stutzschwanz,« redete er das Pferd des Gascogners an, »Du sagst gar nichts.«

Der Stutzschwanz antwortete nicht, . . . aus dem triftigen Grunde, den die Leser schon kennen. Du Halot streckte die Hände aus und tappte umher als spiele er blinde Kuh; er trat mit dem Fuße auf der Streu umher und stieß sich an die Wand, aber ein viertes Pferd fand er nirgends.

Mit einem Seufzer, dem sogleich ein Fluch folgte, eilte er bestürzt aus dem Stalle hinaus.

Der Diener, welcher ihm die Thür geöffnet hatte, erschien jetzt mit einer Laterne im Hofe. Du Halot nahm dieselbe und sah nun mit den Augen, was er vorher mit den Händen gefühlt hatte, — nemlich daß der Stutzschwanz nicht da war.

Mit dem Stutzschwanz war aber auch der Stallknecht verschwunden.

Da eilte der unglückliche Commandant nochmals die Treppe hinauf, schrie, fluchte und wetterte, bis er an die Thür seines Schlafzimmers gelangte, an die er mit aller seiner Macht anrannte, während er aus vollem Halse schrie:

»Aufgemacht! Aufgemacht! oder ich schlage die Thür ein!«

»So schlagt sie ein, wenn es Euch Spaß macht,« antwortete eine Stimme, welche die Pampelonne's war, wie sich wohl hundert gegen Eins wetten ließ.

Du Halot war nahe daran, sich für behext zu halten; er fror und schwitzte gleichzeitig; eine Wolke schien über seine Augen hinzuziehen uud er rief in einem Tone, der die Mitte hielt zwischen der Drohung und der Bitte, halb kläglich, halb hochmüthig war:

»Jacob, lieber Neffe, macht sogleich auf.«

Das Interessanteste dabei ist nun jedenfalls zu erfahren, ob es wirklich Pampelonne war, welcher die erwähnte sorglose Antwort gab. Da nun der Leser sich der unangenehmen Lage erinnert, in welcher wir den Gascogner in dem finstern Cabinet der Madame du Fresne verlassen haben, so werden wir nichts Besseres thun können, als mit ihm seinen Stutzschwanz zu besteigen, um ihn von dem Thore in Angers an bis zu seiner Zurückkunft nicht zu verlassen, da wir nur in dieser Weise in das Benehmen des tollkühnen Menschen einen klaren Einblick bekommen können.

Sobald das Thor, das er sich durch List hatte öffnen lassen, hinter ihm wieder verschlossen war, trieb der Ritter von Pampelonne, wie schon gesagt, sein Pferd zur Eile an und jagte quer Feld ein, als werde er durch eine Schaar Panther und Tiger verfolgt.

Nachdem er so in gerader Richtung etwa eine halbe Stunde lang geritten war, wendete er sich links nach der Loire zu, die er über ihren feinen Sand hin rauschen hörte. Fünf Minuten nachher will Pampelonne in den Fluß selbst hinein, der in der großen Hitze fast ausgetrocknet war. Bald gehend, bald schwimmend gelangte der Stutzschwanz an das andere Ufer. Dort durfte er eine kurze Zeit verschnaufen, worauf er frisch gestärkt weiter trabte.

In einer Entfernung von etwa zwanzig Minuten warteten in einem versteckten Thale in großer Ungeduld vier Männer, von denen immer einer nach dem andern hervorkam, um über die Ebene hinwegzusehen.

»Ich höre Pferdegalopp,« sagte endlich der Eine. »Hört, Rochemorte!«

»Ich glaube auch, daß Ihr Euch nicht irret, gnädiger Herr, indessen . . .«

»Ah, so lange man mir nicht beweiset, daß die Pferde Schuhe anhaben, glaube ich nicht, daß dies Pferdegalopp ist,« fiel ein Dritter ein.

»Was meinst Du, Laprairie,« sagte der junge Mann, den Rochemorte gnädiger Herr genannt hatte.

Dieser Laprairie war ein Unteroffizier vom Piquierregiment Condé's; sein Gesicht von oben bis hinunter durch eine gewaltige verticale Narbe in zwei Hälften getheilt; seine Faust riesenstark, sein Herz vortrefflich, seine Bildung aber mehr als vernachläßigt. Er schlug sich, so lange er konnte, sprach aber nur, wenn das Schweigen nicht länger möglich blieb.

»Ich glaube, es ist ein Reiter und . . . da sehet . . . da . . . es ist der Ritter.«

»Pampelonne!« riefen die vier Stimmen.

»Rochemorte!« antwortete der Gascogner, indem er wie der Sturmwind vorüberbrausete.

»Heda! Hier sind wir. Wir sind Dir entgegengegangen.«

Der Stutzschwanz blieb stehen, Pampelonne zog ihn herum und redete die Gruppe an:

»Gnädiger Herr, ich habe die Ehre Euch zu begrüßen! Rochemorte, ich drücke Euch die Hand; Euch auch, Baron von Rosny . . . Und guten Tag, Laprairie!«

»Nun . . . was Neues?« fragte der junge Claude de la Tremouille, Herzog von Thouars.

»Wird es endlich diese Woche?«

»Morgen, wenn Ihr bereit seyd, Rochemorte.«

»Um so besser; ich bin bereit.«

»Erzählt uns das, Ritter,« sagte Tremouille. »Ihr seyd ein wackerer Kämpe und unsere Damen werden Euch nach dieser Heldenthat keine Ruhe mehr lassen.«

»So hört . . .,« begann Pampelonne, während die drei Herren und der Unteroffizier Laprairie sich dicht an ihn drängten . . .

»Meine Herren,« fiel Rosny ein, »wollen wir nicht ein wenig weiter hintreten; hierher scheint der Wind einen höchst unangenehmen Geruch zu bringen.«

»Unterbrecht die Erzählung nicht!« sagte der Herzog. »Nun, Pampelonne, sprecht!«

Rosny schwieg, nahm aber sein Taschentuch und hielt es unter seine Nase.

»Ich habe zweimal den Dolch an der Kehle und mich zehnmal in der Nähe des Henkers gesehen, um in diese Stadt der Philister hineinzukommen, unsere Sache dort gut zu leiten und wieder heraus zu kommen,« begann Pampelonne. Dann schilderte er die Ereignisse, die wir ausführlich erzählt haben, Rochemorte aber unterbrach ihn mit einem Male mit dem Ausrufe:

»Rosny hat wahrhaftig Recht . . . Der Wind bringt ein abscheuliches Parfum hieher.«

»Wollet Ihr mich ausreden lassen?« antwortete der Gascogner. »Glaubt Ihr, ich hätte Zeit zu spaßen?«

Rochemorte hielt das Taschentuch vor die Nase wie Rosny; La Tremouille und der Unteroffizier thaten allmälig dasselbe.

»Habt Ihr denn Nasen wie feine Dämchen?« fragte endlich Pampelonne, den es zu verdrießen anfing. »Von mir geht der liebliche Geruch aus, über den Ihr Euch be-

klagt und Ihr werdet wohl eine Viertelstunde aushalten können, was ich seit Mitternacht ertrage.«

Darauf erzählte er seine Flucht durch die Cloake des Hauses du Halot unter großem Gelächter der Anwesenden.

»Das ist nicht alles, meine Herren,« fuhr er fort; »Ihr müsset alle Unannehmlichkeiten, Gefahren und Vortheile dieses Abenteuers mit mir theilen, werdet mich also auskleiden und mir von euren Anzügen geben, daß ich mich anders kleiden kann. Ihr vier zusammen werdet doch etwas Anständiges zusammenbringen? Ehe ich in den Käfig zurückkehre, muß ich unsere Ariadne begrüßen, die Fee, die uns bei diesem tollen Abenteuer leitet, den Schutzengel, der mir die Parole verschafft und so vortreffliche Angaben über die Lebensweise und den Charakter du Halot's, du Fresne's und des Albanesen gegeben hat.«

»Nicht mehr als billig,« antwortete La Tremouille. »Ich gebe mein Wamms.«

»Gut,« entgegnete Pampelonne. »Es ist doch von Atlas? wird sich sehr gut ausnehmen. Gebt her, Herr Herzog, gebt her. Und Ihr, Rosny?«

»Da ist mein Hemd mit dem gestickten Kragen und der Perlenagraffe, — ein wahres Hochzeitgeschenk mache ich Euch damit.«

»Sehr gut! Nur her! Ausgezogen! Ihr, Rochemorte?«

»Meinen Hut und meine Schuhe, weil wir Kopf und Füße von gleicher Größe haben. Bemerket aber wohl, daß sich auf dem Hute sehr schöne weiße Straußenfedern befinden.«

»Ich danke . . . Laprairie, Du kommst auch nicht

frei los, alter Bär; nimm meinen Mantel für irgend etwas von Dir.«

»Da nehmt meine Kamaschen, wenn Ihr wollt . . . Ich will an den Beinen der Katholiken schon andere finden.«

»Helft mir nun beim Ankleiden, Cameraden, und dann rasch!«

Siebentes Capitel.

Herr du Halot ist verblüfft.

Die Toilette Pampelonne's war vollendet, ehe man zweimal die Hand umwendete und der Gascogner stellte sich in seinem neuen Anzuge breit hin wie ein Pfau.

»Das ist nun aber nicht alles, was ich brauche,« sagte er; »ich muß auch ein anderes Pferd haben. Wer gibt mir das seinige, einen tüchtigen Läufer?«

»Ich,« antwortete der Herzog.

»Gut, dann bin ich vollständig ausgestattet. Ihr begleitet mich nun eine Strecke und unterwegs theile ich Euch mit, was wir, Gourdon und ich, beschlossen haben. Gourdon ist ein wahres Muster von einem Verschwörer.«

»Der arme Vicomte! Wie benimmt er sich?«

»Ganz vortrefflich. Wenn er nicht zu einem vornehmen Herrn geboren wäre, würde er einen ausgezeichneten Bedienten abgeben. Das einzige Ueble ist nur, daß ich ihn nicht ansehen kann ohne zu lachen. Aber ernsthaft, wenns möglich ist! Hört wohl zu, Rochemorte.«

Die Herren sprachen nun leise und in ernstem Tone, der seltsam von der Lustigkeit abstach, die sich vom Anfange ihres Zusammentreffens an kund gegeben hatte.

»Wir sind also mit unsern Rollen vollkommen vertraut?« fragte Pampelonne. »Rochemorte, Euch erwarte ich zwischen zehn und eilf Uhr . . . Bis dahin, Ihr Herren, erlaubt, daß ich ein paar Worte mit der Dame spreche, die ich aus Liebe zur Religion, zum Könige und zu Euch gern habe.«

Darauf gab der Gascogner seinem Pferde die Sporen, setzte wiederum über die Loire und gelangte auf die Wege, welche in die Stadt führten. Nachdem er einen Umweg gemacht hatte, um nicht wieder bei dem Nantes-Thore zu erscheinen, erschien er an dem von Tours. Es war da etwas über drei Uhr früh.

»Ein liebenswürdiger Leichtfuß!« hatte der Baron von Rosny gesagt (welcher später der große Sully wurde), als er den Ritter verschwinden sah. »Ein liebenswürdiger Leichtfuß, der sich gleichzeitig mit der Liebe und dem Kriege, mit der Politik und dem Henker beschäftigt!«

»Wenn der arme Pampelonne bei diesem tollen Streiche erschossen oder erwürgt wird,« hatte der Herzog von Thouars geantwortet, »jage ich mir aus Verzweiflung eine Kugel durch den Kopf, denn er ist der muthigste und liebenswürdigste Gascogner, den ich kenne, und ich kenne viele.«

Als der Unteroffizier von der Wache am Thore von Tours in Angers draußen den Galopp eines Pferdes hörte, sprach er leise mit seinen Leuten und befahl zu öffnen.

»Henry!« rief Pampelonne, indem er hereinjagte.

»Halt da!« fiel der Unteroffizier ein, indem er den

Zügel des Pferdes faßte. »Gut reden ist nicht genug, man muß sich auch besehen lassen «

»So besehet mich mit aller Bequemlichkeit, Herr Unteroffizier,« antwortete der Reiter mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit.

»Kommt mit den Laternen her!« rief der Unteroffizier. »Und Du da lies das Signalement vor. Fange mit dem Pferde an.«

»Fuchsstutzschwanz.«

»Das paßt nicht; der Schwanz ist ganz da, ein prächtiger Schweif. Und grau ist das Pferd; es kann niemals ein Fuchs gewesen seyn. Weiter, zu dem Reiter!«

»Bartloses Gesicht.«

»Das stimmt.«

»Schlanker Wuchs.«

»Trifft auch zu . . . Wir haben ihn. Weiter!«

»Kleiner aufgekrempter Hut ohne Federn; langer brauner Mantel.«

»Heilige Ligue!« rief der Unteroffizier aus, der für die Gaisen war. »Wir haben ihn doch nicht . . . Woher, Mann, in der Nacht mit Federhut und ohne Mantel?«

»Nur sachte, guter Mann, Du sprichst mit einem Offizier des Herzogs von Mayenne,« entgegnete Pampelonne, der seinen gascogneschen Accent so gut als möglich unterdrückte; denn der Ausruf des Unteroffiziers hatte ihn erkennen lassen, daß er einen Anhänger der Ligue vor sich habe. Die letzten Bedenklichkeiten des wachehaltenden Unteroffiziers von der Bürgerwehr wurden denn auch durch diese Antwort niedergeschlagen; er machte einen Kratzfuß und erwiderte:

»Passirt, passirt! Und der liebe Gott geleite Euch. Herr von Mayenne ist ein großer Mann.«

Der Ritter ritt nun gerade auf das Haus des Capitäns du Fresne zu, überzeugte sich, daß er ohne Gefahr klingeln könne, da das runde Fensterchen noch beleuchtet war, klingelte deshalb wirklich, warf den Zügel auf den Hals des Pferdes, unbekümmert wohin es laufen möchte, und trat, stolz wie Artaban, erhitzt durch den ungestümen Ritt, zu der schönen Frau des Capitäns, seiner Geliebten.

Der Capitän du Fresne selbst aber, der etwa vier Stunden lang in der Citadelle auf Wache gewesen war, überdachte zufällig die verschiedenen bösen Streiche, die ihm seine junge Frau in den zwei Jahren gespielt hatte, seit er mit ihr verheirathet war, und der Verstand ging sofort mit ihm durch. Er fürchtete sehr, seine schöne Frau unterhalte sich angenehm mit irgend einem Galan, während er die Nacht im Freien zubringen müsse. Dieser unglückliche Gedanke ließ ihm nun keine Ruhe mehr und so sagte er sich denn:

»Ich müßte viel Unglück haben, wenn der Grieche Jemanden aus der Citadelle schickte oder eine Verstärkung erhielte gerade in dem Viertelstündchen, in dem ich mich entfernen möchte, um zu Hause nachzusehen. Vier Stunden lang hat sich ja nichts gerührt.«

Und du Fresne lief geradenwegs nach Hause, in einem Athem, wie man zu sagen pflegt. Als er auf dem Walle hinging, erblickte er ein Pferd, das sich an der Mauer dicht an dem Thürchen seines Gartens den Kopf rieb.

Er faßte den Zügel dieses Pferdes, sah, daß es mit Schweiß bedeckt war und erklärte sich die Sanftmuth oder

Trägheit desselben aus Müdigkeit in Folge eines anstrengenden Laufes.

»Endlich,« murmelte du Fresne mit einem tiefen Seufzer, »endlich treffe ich den Vogel im Neste . . . Mein Mann kann nicht weit seyn.«

Mit dem Hauptschlüssel, den er wohlweislich stets bei sich trug, schloß er die Gartenthür auf, betrachtete aufmerksam die Fußstapfen auf dem Sandwege, schlich leise die Treppe zum ersten Stock des Hauses hinauf, horchte an der Thür — wie es alle Spitzbuben, Dienstleute und Eifersüchtige thun — und glaubte drinnen zischeln zu hören.

Da griff der Capitän nach seinem Degen und pochte an die Thür wie Jemand, der entschlossen ist das Oeffnen zu erzwingen, was er auch dahinter erblicken möge.

Während nun der Capitän du Fresne in allen Winkeln suchte, um das Versteck des Galans seiner Frau aufzufinden; während er mit seinem langen Degen in die Schränke, unter die Möbel, in den Alcoven stieß und jeden Augenblick den Mann, der ihn zur Verzweiflung trieb, wie einen Hasen aus dem Lager aufspringen zu sehen erwartete, fühlte Pampelonne, daß die Hand Louisette's die seinige faßte und ihn fortzog. Er folgte als wären ihm die Augen verbunden und in Folge der Empfehlungen, die ihm leise seine gefällige Führerin gab, bemühte er sich so geräuschlos als möglich zu gehen.

»Das ist alles recht gut und recht schön,« murmelte der Gascogner, »ich habe aber keine Zeit hier Versteckens zu spielen; Gourdon erwartet mich, du Halot sucht mich vielleicht schon . . . die Sache muß vor Tagesanbruch ein Ende haben . . . Louisette, Schalk Du, wohin führst Du mich auf dieser Treppe?«

»Ich helfe Euch aus einer bösen Patsche, Herr Ritter,« antwortete das Mädchen in ihrem gewöhnlichen Tone. »Tretet ein; Ihr seyd hier in Sicherheit.«

Sie führte ihn am Arme in ein Zimmerchen, das durch ein Licht in einer Alabasterlampe erleuchtet war.

»Ah,« sagte Pampelonne, »es freut mich, wieder einmal sehen zu können. Wo sind wir, schönes Kind? Ah! . . . es ist das Signalfenster?«

»Ja, gnädiger Herr.«

»Niedliches Zimmerchen! Ist es vielleicht das deinige?«

»Ja . . . aber sprecht nicht so laut und bedenkt, daß hier unten euer Leben bedroht ist.«

»Da ich Dir noch einige Minuten zu schenken habe, Schätzchen, so erkläre mir geschwind was eben geschehen ist . . . Der alberne du Fresne verläßt den Posten, auf den ich ihn gestellt, um mich von dem meinigen zu vertreiben; man schiebt mich in ein finsteres Cabinet, das ich nicht kenne, Gott verzeihe mir, und da finde ich Dich zur gelegensten Zeit. Wie erkläre ich mir das alles?« fragte Pampelonne, indem er sich ohne Umstände auf das Bett des Mädchens setzte.

»Das bedeutet, gnädiger Herr, daß . . . daß Ihr nicht begreifen wollet, wenn Ihr es nicht begreift.«

»Willst nun auch Du mir den Kopf vollends verwirren? Ich denke mir die Sache so: Madame du Fresne hat ein Zimmer mit Aus- und Eingängen oder Verstecken für alle Gelegenheiten. He? Hab' ich's errathen?«

»Nur weiter.«

»Madame du Fresne ist sehr wankelmüthig und unbe-

ständig und macht ihre Liebhaber eifersüchtig wie ihren Mann.«

»Vielleicht.«

»Da sie ihre Gunst nach wechselnder Laune vertheilt, so darf natürlich der eben diese Gunst Genießende nicht alle hellen und finstern Cabinete kennen, mit denen das eheliche Gemach des armen Capitäns so reichlich versehen ist.«

»Das wäre nicht ungeschickt.«

»Gewiß nicht . . . Der Grieche Ancyra, der schöne Mann mit den schwarzen Locken, hat also sein Versteck, wie ich in dieser Nacht das meinige gehabt habe und wie . . .«

»Davon habe ich nichts gesagt.«

»Sehr wahr, aber Du lässest mich alles errathen.«

»Sie rathen ja so gut.«

»Als ich vor drei Monaten unerwartet in dieses Haus kam, um den Handstreich vorzubereiten, den ich nun ausführen will, war möglicherweise irgend Einer da versteckt, wo man mich jetzt versteckte?«

»Ich sage dazu weder ja noch nein.«

»Und dieser irgend Einer war der Albanese?«

»Der war damals schon alt; hier hält man nicht lange aus.«

»Und was thatest Du in dem Cabinet, wo ich Dich fand?«

»Ich?« wiederholte das Zöfchen erröthend. »Ich . . . wachte über Euch.«

»Hm!« dachte Pampelonne. »Du horchtest an der Thür?« Und laut setzte er hinzu: »Du hast da einen sehr guten Einfall gehabt . . . Dies Haus scheint überall durchlöchert zu seyn.«

»Das Cabinet, in das Ihr tratet, hat zwei geheime Ausgänge und Madame weiß nicht, daß ich beide kenne und beide öffnen kann.«

»Ich sehe wohl, daß ich mich hier in einem kleinen Zauberschlößchen befinde,« dachte der Gascogner.

»Ich werde von nun an auch dem Rathe meines Vaters besser folgen als bisher. »Kind,« sagte dieser Weise, »begehe niemals die Thorheit ernstlich zu lieben; die Männer kommen stets durch die Frauen herunter oder gar um und zwar in schlimmer Art. Man muß alle Damen auf einmal lieben, um sich nicht in eine ausschließlich zu verlieben.« So werde ich es thun.«

Er stand dabei von seinem Sitze auf dem Bette auf und sagte zu dem Mädchen, das die Augen zu ihm nicht aufzuschlagen wagte:

»Da dies Haus so viele Thüren und Thürchen hat, mein Schatz, so wird es wohl auch eine für mich geben . . . Ich gestehe Dir, daß ich gern fort möchte.«

»Wenn Ihr auf den Balcon tretet, Herr Ritter, so könnt Ihr bequem das Dach erreichen und von da zu dem Kastanienbaume gelangen, der an der linken Seite steht. An diesem steigt Ihr hinunter in den Garten und geht durch die kleine Thür hinaus.«

»Schönen Dank, mein Kind.«

»Aber still und vorsichtig! Hört Ihr den Höllenlärm, den der Capitän unten macht? Ich beschwöre Euch, bleibt noch einen Augenblick . . . der Tag bricht noch nicht an.«

»Warum sagtest Du zu Clementinen und mir als es erst halb vier Uhr war, es sey vier Uhr vorüber?«

»Das ist mein Geheimniß.«

»Ah,« fuhr Pampelonne fort, indem er die bebende Hand des Mädchens ergriff, »Du hast auch Geheimnisse? Geheimnisse für Dich?«

Louisette schlug die großen liebetrunkenen Augen zu dem Ritter auf, der entschlossen das Licht in der Lampe ausblies.

Da zeigte sich ein lichter weißlicher Streifen am Himmel und das runde Fensterchen erbleichte.

»Der Tag bricht an!« sagte Pampelonne, riß die Vorhänge auseinander, die den Balcon verdeckten, trat mit sicherm kecken Fuße hinaus, schwang sich auf das Dach hinauf, lief auf dem Dache hin, verschwand in den Zweigen des großen Kastanienbaumes, kletterte an demselben hinunter in den Garten, eilte an die kleine Thür, fand sie verschlossen, kletterte wie ein Eichkätzchen an dem Weinspalier an der Mauer hinauf und ritt oben auf derselben. Eben als er sich von da auf der andern Seite hinunter schwingen wollte, wurde hastig ein Fenster im ersten Stock des Hauses aufgerissen und zwei Kugeln pfiffen um die Ohren des Gascogners.

Er sprang zwanzig Fuß hoch von der Mauer hinab, betastete unten seine Gliedmaßen und lief davon, während er bei sich sagte:

»Der alberne du Fresne hat doch noch ein gutes Auge. Hat er mir wirklich den Hut zerschossen!«

Obgleich der Tag graute und die Straßen der Stadt zu erhellen begann, öffneten doch die guten Bürger von Angers ihre Hausthüren noch nicht und Pampelonne benutzte ihre Trägheit, um wie ein Scheerenschleifer dahin zu laufen. Ohne unangenehme Begegnung gelangte er an die

Schleuße du Halot's, wo er stehen blieb, um zu Athem zu kommen und zu seufzen.

»Nur Muth, Pampelonne, Muth!« rief er sich selbst zu.

Und wie ein Aal schlüpfte er in die verpestete Cloake hinein, aus welcher er halb ohnmächtig am andern Ende wieder hervor kam. Sein erster Blick galt dem Fenster, an welchem glücklicherweise der rettende Strick noch hing. Da es ihm vor sich selbst graute in seiner Unreinlichkeit, so warf er rasch seine Kleidungsstücke ab, versteckte sie unter einem Düngerhaufen, nahm eines seiner Pistolen zwischen die Zähne, hielt das andere in der rechten Hand, lief im Hemd nach seiner Strickleiter und stieg an derselben wie eine Katze bis an das Fenster hinauf, an dem er zu seiner großen Verwunderung Gourdon fand.

»Der liebe Gott segne Dich, Du Liebhaber aller Jungfern!« sagte der Vicomte leise zu ihm. »Beinahe hast Du unser ganzes Unternehmen über den Haufen geworfen und uns an den Galgen gebracht.«

»Wie so?«

»Vor höchstens zwei Minuten kam du Halot, der von seinem Rundgange durch die Stadt zurück gekehrt ist, hierher, um sich nach Dir zu erkundigen . . . Natürlich antwortete ich nicht, ich schnarchte vielmehr wie ein Bär und er kehrte um, ich fürchte aber sehr, daß er noch einmal erscheint, wenn er bemerkt hat, daß dein Stutzschwanz nicht mehr im Stall ist . . . Hast Du ihn wenigstens wieder in die Scheune geführt?«

»Nichts weniger als das . . . Mein Stutzschwanz ist weit fort und ich bin zu Fuß hierher gekommen . . . Ich will des Teufels auf der Stelle seyn, wenn ich weiß, wie

wir uns aus der Confusion heraus helfen . . . Uebrigens rechne ich auf euer Genie, werther Vicomte, und theile Euch nur mit zwei Worten mit, daß jenseits der Loire alles gut steht. Rochemorte wird zwischen zehn und eilf Uhr hier seyn. Gott stehe uns bei! . . . Das Schlimmste, das Euch widerfahren kann, dürfte eine Tracht Hiebe seyn, weil Ihr mein Pferd habt stehlen lassen.«

»Ich danke,« entgegnete der Vicomte lachend.

»Nun, lieber Freund, ich für meine Person wollte lieber hundert Stockschläge, im Nothfalle noch mehr annehmen, als noch einmal durch eure Cloake zu kriechen . . . Wenn Ihr wüßtet! Bin ich nicht sehr beschmutzt?«

»Nein.«

»Dann habe ich von großem Glück zu sagen, aber . . . ich friere auch so im Hemd . . . das Bett ist warm, ich werde an deiner Stelle mich hinein wickeln.«

Die beiden Freunde hörten in diesem Augenblicke die Flüche du Halot's, der zum zweiten Male die Treppe herauf kam, nachdem er die Entdeckung gemacht, daß der Stutzschwanz aus dem Stalle verschwunden.

»Adieu!« sagte der Vicomte und er ließ sich an dem Stricke hinunter. Pampelonne band ihn am Fenster los, warf ihn hinunter in den Garten und legte sich dann ruhig in das Bett.

Gourdon hob den Strick auf, steckte ihn in den Düngerhaufen, stellte das Schleußengitter wieder an Ort und Stelle und streckte sich in einem Schuppen auf einem Haufen Stroh aus, als habe er die Nacht noch gar nicht geschlafen.

Wir wissen bereits, daß du Halot an der Thür donnerte und rief:

»Macht auf oder ich schlage sie ein!«

Wir kennen auch die Antwort Pampelonne's darauf und haben erwähnt, daß du Halot nicht mehr wußte, ob er wache oder träume, ob er vor der Thür stehe oder in seinem Bett liege. Gleichwohl fuhr er fort mit beiden Fäusten an die Thür zu klopfen und seine Drohung zu wiederholen:

»Ich schlage die Thür ein, wenn Ihr nicht auf der Stelle aufmacht.«

»Ich habe Euch nichts vorzuschreiben,« antwortete Pampelonne; »Ihr seyd hier zu Hause und könnt thun was Ihr wollt.«

Er rührte sich nicht.

Du Halot stemmte da den Rücken an die andere Wand des Corridors, seine Riesenbeine dagegen an die Thür und drückte so gewaltig, daß Riegel, Schloß, Angel und Thür gleichzeitig losging und in das Schlafzimmer hineinstürzte.

»Habt Ihr denn den Teufel im Leibe?« fragte Pampelonne kläglich, indem er gähnte, daß er recht leicht die Kinnlade hätte ausrenken können und die Arme schlaftrunken dehnte.

Du Halot hielt ihm die Laterne dicht vor das Gesicht und blieb verblüfft stehen.

»Ihr seyd also hier?«

»Wo soll ich sonst seyn, werther Oheim?«

»Nicht zu Pferd?«

»Zu Pferd?«

»Ihr seyd diese Nacht nicht durch das Nanteser Thor hinaus geritten?«

»Oheim, Ihr seyd krank, Ihr habt das hitzige Fieber . . . Lasset mich ruhig schlafen oder . . . wollet Ihr Euch selbst in euer Bett legen? . . . Ich trete es Euch ab, recht gern, aus Mitleid.«

»Aber wo ist euer Stutzschwanz?«

»Im Stalle. Welche Frage?«

»Nein, das ist's ja eben; er ist nicht im Stalle.«

Pampelonne stellte sich bestürzt und setzte sich auf.

»Was sagt Ihr?«

»Gegen Mitternacht ist ein Mann in einem langen Mantel durch das Nanteser Thor auf eurem Pferde fortgeritten.«

»Ist euer Haus eine Räuberhöhle? Ihr müsset mir meinen Stutzschwanz bezahlen, verstanden? Er kostete mir hundert Pistolen, hundert Pistolen, sage ich.«

»Von euren Pistolen ist hier gar nicht die Rede. Wir sind verrathen.«

»Verrathen? Woher wisset Ihr das?«

»Der Gouverneur der Stadt kennt diese Flucht; sobald er nur erfährt, daß das fragliche Pferd Euch angehört, wenn er erfährt, daß Ihr mein Gast und Neffe seyd, wird er Verdacht auf Euch werfen, auf mich ebenfalls, und in unserer Zeit macht man kurzen Prozeß.«

»Ihr müsset mich für einen Schulknaben halten. Was, frage ich, hat mein gestohlenes Pferd mit unserer Verschwörung gemein? Bin ich ein Ketzer, daß ich den Gouverneur und sein Verhör zu fürchten brauchte? Bin ich nicht der Freund Epernon's und der treue Unterthan des Königs? Gesteht es nur, Ihr sucht eine Ausflucht, um mir mein

Pferd nicht zu bezahlen, aber Ihr müsset mir es bezahlen, baar, von Heller zu Pfennig. Mein armer Stutzschwanz! Man wird ihn zu Schanden reiten, da er sich gestern so stark anstrengen mußte. Weiß man gar nichts von ihm?«

»Gar nichts.«

»Habt Ihr denn den Stallknecht gefragt, dem ich mein armes Pferd anvertraute?«

»Der Mensch ist nicht da.«

»So wird er der Dieb seyn. Habt Ihr ihn nicht suchen lassen?«

»Daran habe ich noch nicht gedacht. Es geht mir im Kopf herum wie ein Mühlrad.«

»Wisset Ihr was wir thun wollen?«

»Ich weiß gar nichts mehr.«

»Ich will mich ankleiden, und wir wollen auf der Stelle zu dem Herrn Gouverneur gehen, um bei ihm Anzeige von dem Diebstahle zu machen. Und euren Knecht lassen wir hängen, sobald wir ihn haben.«

»Und Ihr glaubt, der Gouverneur werde der Sache nicht tiefer auf den Grund gehen?«

»Angstmann, was soll, was kann er mir beweisen? Daß ich gleichzeitig durch das Stadtthor reite und in eurem Bette liege, im Freien und in eurem Zimmer bin? Geht, geht, Ihr seyd nicht recht bei Sinnen.«

»Wenn ich recht darüber nachdenke, habt Ihr gar nicht Unrecht. Wer kommt da? Barmherziger Vater im Himmel, da kommt der Andere auch!«

»Wer?« fragte der Gascogner, der noch immer mit über einander geschlagenen Armen im Bette saß.

»Mein Knecht.«



»Welcher Knecht?«

»Der Stallknecht, der den Stutzschwanz gestohlen haben sollte.«

»Hierher, Dieb, Galgenschwengel, Weinschlauch! Noch näher!« rief Pampelonne Gourdon zu, der langsam mit hängendem Kopfe hereinschlich.

Achtes Capitel.

Der Capitän du Fresne sieht ein, daß er sich geirrt.

»Was hast Du mit meinem Pferde gethan?« fuhr Pampelonne in gut geheucheltem Zorne Gourdon an.

»Herr Pater, ich schwöre es, daß ich keine Schuld daran habe.«

»Wirst Du gestehen?« fiel du Halot ein. »Wo ist das Pferd meines Neffen? Hast Du es verkauft?«

»Gnädiger Herr, gestern Abend, als Ihr bei Tische saßet, führte ich den Stutzschwanz des Herrn Pater zur Tränke, und da ich bemerkt hatte, daß ihn die andern Pferde im Stalle nicht dulden wollten, sondern immer nach ihm schlugen und bissen, glaubte ich es recht gut zu machen, wenn ich ihn in die Scheune zöge, damit er dort ungestört fresse und ausruhe. Ich meines Theils mochte wohl in der Küche ein Gläschen zu viel getrunken haben, ich fand es im Stalle unerträglich heiß und legte mich auf's Stroh im Schuppen, wo ich zum Unglück so fest geschlafen, daß ich gar nichts gehört. Als eben jetzt der Gärtner die Thür aufmachte, bin ich gleich aufgestanden, um nach dem Pferde

zu sehen, aber es war fort... Ich habe da ein großes Unglück angerichtet, und Ihr schicket mich gewiß fort.«

»War denn die Scheunenthür nicht verschlossen?« fragte der Gascogner in noch größerer Heftigkeit.

»Das ist eben mein Versehen, guter Herr Pater; aber habt Mitleid, und macht mich nicht unglücklich, ich bin ein armer Teufel und habe Frau und Kinder.«

»Da hört Ihr, Herr Oheim, da erfahrt Ihr, was für einen Burschen Ihr im Dienste habt. Ich für meinen Theil glaube kein Wort von der ganzen Geschichte; der Mensch ist ein dummer Kerl, ein Spitzbube dazu, und verdient den Galgen. Daß Ihr ihn fortschickt, versteht sich wohl von selbst, aber da er mich in Schaden gebracht hat, werdet Ihr mir erlauben, seine Strafe zu dictiren. Dann sollet Ihr mir auch nur fünfzig Pistolen für meinen Stutzschwanz zahlen, ob er gleich mich hundert gekostet hat.«

»Ich finde das nur billig.«

»Komm her, Taugenichts, und laß Dich untersuchen!« rief Pampelonne aus.

Der Vicomte gehorchte, hielt aber stets den Kopf tief gesenkt, damit er dem Freunde nicht in das Gesicht lache. Dieser visitirte ihm alle Taschen und ließ ihn dann den Mund aufmachen, auch sogar ausspucken.

»Das Geld für mein Pferd hast Du also vergraben? Aber Du sollst schon reden lernen, warte nur. Herr Oheim, ich ersuche Euch, ihm eine Tracht Prügel aufzählen zu lassen, bis ihm der Rücken blau und gelb wird. Den Neffen deines Herrn bestiehlst Du! Wie viel hast Du Dir bezahlen lassen? Ich wette, daß Du meinem Stutz die Schande angethan hast, ihn zu einem Schleuderpreise wegzugeben.«

»Herr Pater, glaubt mir, ich bin ein ehrlicher Kerl.«

»Schweig, Spitzbube! Ihr seyd also einverstanden, Herr Oheim? Zweihundert Hiebe?«

»Fünfhundert, wenn Du willst, mein Sohn.«

»Also fünfhundert. Vielleicht läßt er dabei den Athem fahren, und es gibt dann einen schlechten Menschen weniger. Wenn er seine Portion in Empfang genommen hat, reibt man ihn mit einer Limonade von Citronensaft, Salz und Schießpulver ein, die sehr heilsam ist. Geht, Herr Oheim, und trefft Anstalten dazu; ich will den Spitzbuben hier behalten, damit er mir beim Ankleiden behilflich ist, und komme sogleich nach.«

»Nimm Dich nur vor ihm in Acht,« sagte du Halot im Fortgehen, »alles Schlechte ist ihm zuzutrauen.«

»Seyd unbesorgt. Sobald er eine verdächtige Bewegung macht, ist er verloren. Sorgt nur, daß neue Riemen zum Schlagen genommen werden.«

»Ich werde für Alles sorgen.«

»Bringe mir meine Beinkleider, Taugenichts!« rief der Gascogner so laut, daß es du Halot auf der Treppe noch hören mußte.

Der Vicomte Gourdon nahm das Kleidungsstück und legte es ehrerbietig auf das Bett des Ritters, der das Lachen kaum unterdrücken konnte, und sich den Mund zuhalten mußte, um die Stimme zu ersticken.

»Hoffentlich richtest Du es so ein, daß ein Anderer statt meiner die Hiebe bekommt,« bemerkte Gourdon.

»Soll ich vielleicht Stellvertreter seyn, werther Vicomte?«

»Wenn Du es willst, warum nicht?« entgegnete Gourdon. »Die ganze Ceremonie ist übrigens Luxus, und könnte wohl ganz und gar wegbleiben.«

»Nein, nein!«

»Nein? Glaubst Du denn, ich würde still halten?«

»In der Politik weiß man nie, wie weit man gehen wird.«

»Daß Dich die Pest! Ich für meinen Theil treibe nicht Politik, wenigstens hat sie sehr wenig mit meinem Unternehmen zu thun. Du bist ehrgeizig, ich bin verliebt; Du willst das Castell von Angers nehmen, um Dich vorwärts zu bringen, ich will es nehmen wegen des Vögelchens, das drinnen ist; mein Plan paßt zu eurem Plan, wie euer Unternehmen meiner Liebe förderlich ist.«

»Und Ihr fühlt nicht den Muth Euch um der schönen Augen der Geliebten willen zweihundert Steigriemenhiebe aufzählen zu lassen?«

»Schönsten Dank: Einen Flintenschuß, einen Kanonenschuß meinetwegen, einen Lanzenstich, einen Säbelhieb will ich hinnehmen, aber ausgepeitscht, durchgeprügelt!«

»Das werdet Ihr doch, werther Herr, und zwar bis auf das Blut. Bedenkt nur, von welchem Nutzen diese Expedition für uns seyn wird. Mein Abenteuer in dieser Nacht hat großen Lärm gemacht, wie es scheint, und wenn der Gouverneur erfährt, daß Ihr unbarmherzig behandelt worden seyd, wird er du Halot und mich für ganz unschuldig halten. Fünfhundert Hiebe! Bei eurer Constitution, glaube ich, werdet Ihr daran nicht sterben.«

»Weißt Du wohl, Pampelonne, daß Du mir Lust machst Dich zu erwürgen, um der Politik, der Liebe und der Bastonade auf einmal ein Ende zu machen?«

»Das glaube ich Dir nicht; wir sind dazu viel zu gute Freunde.«

»Meinetwegen; so erzähle ich die ganze Geschichte dem Gouverneur und sage ihm, Ihr, Du, du Fresne, du Halot, hättet den Plan entworfen, den Albanesen aus der Citadelle zu schaffen und Euch an seine Stelle zu setzen... Ich gestehe sogar, daß ich euer Mitschuldiger gewesen; so wandern wir in Gesellschaft auf das Schaffot. Das ist mir lieber als Hiebe; es schickt sich wenigstens besser für einen Edelmann.«

»Einen solchen tollen Streich wirst Du nicht begehen.«

»Sogleich gehe ich.«

»Er wäre im Stande zu thun was er sagt,« meinte Pampelonne lächelnd. »Ich ändere also meinen Plan.«

»Das ist ein Glück für Dich.«

»Ihr sollet weder mit einem Stocke noch mit einem Riemen Hiebe bekommen.«

»Wer sonst?«

»Niemand... Aber das Ankleiden nicht vergessen!... Die Beinkleider sind mir freilich zu weit.«

»Wenn Du sie gestern getragen hast, wirst Du sie auch heute tragen.«

»Gestern hatte ich noch andere darunter, wie Du weißt... Indeß die Kutte deckt Alles zu... Aber, du meine Güte!« jammerte der Gascogner, als er die schweren Stiefel ansah... »darin kann ich kaum gehen.«

Er fuhr mit der größten Bequemlichkeit mit einem Bein in einen der großen Stiefel hinein.

»Was hast Du mit den Stiefeln gethan, die Du gestern trugst?«

»Die habe ich im Düngerhaufen versteckt.«

»Ich will sie holen.«

»Um Gotteswillen nicht! Lieber gehe ich barfuß . . . Sucht lieber, ob Ihr bei du Halot etwas Passendes findet.«

»Nun, Jacob,« rief du Halot unten auf der Treppe, »kommst Du? die Musikanten sind bereit zum Tanze.«

»Sogleich komme ich, Oheim, sogleich. Lasset nur die Riemen probiren.«

Der Vicomte verzog das Gesicht.

»Ich finde nichts,« sagte er dabei.

»Im Kriege gilt Alles!« fiel der Gascogner ein, indem er mit dem Messer eine Matratze aufschlitzte. »Stecke mir diese Wolle da in die Stiefel . . . Fest! So! Noch mehr! . . . Die Beine werden mir zwar verbrennen, aber ich kann doch wenigstens gehen . . . Nur hinunter!«

Der Vicomte von Gourdon folgte Pampelonne mit der jämmerlichsten Miene, die er annehmen konnte.

So gelangten beide in dem Augenblicke in den Hof, als du Halot seinen Dienstleuten eben eingeprägt hatte, wie sie sich bei der Execution des Pferdediebes zu benehmen hätten. Der Vicomte schielte von der Seite nach den furchtbaren Vorbereitungen, die der Commandant gegen ihn hatte treffen lassen, aber als man ihn fassen wollte, um ihn auf eine Leiter zu binden, sprach der Gascogner leise zu du Halot:

»Vielleicht habt Ihr Recht,« sprach du Halot leise zu dem Ritter; »der Taugenichts wird gerührt durch eure Großmuth und da er ein Goliath ist, kann er uns heute gute Dienste leisten. Die Strafe dagegen würde ihn erbittern und er plaudert am Ende gar, wenn er etwas weiß.«

»Ich habe bereits bei ihm auf den Busch geschlagen,

er verspricht sein Mögliches zu thun . . . Ihr seyd also meiner Ansicht?«

»Vollkommen . . . Hört einmal, Ihr Leute,« begann du Halot zu seinen Dienern gewendet, indem er eine Heldenpositur annahm, »mein Neffe, Clement, ein eben so frommer als gelehrter Mann, will Euch heute einen glänzenden Beweis seines Mitleids geben . . . Er überläßt diesen großen Sünder da nur der Gewissenspein und erläßt ihm die weitere Strafe . . . Geht wieder an eure Arbeit.«

Pampelonne entzog sich sobald als möglich den Dankesäußerungen seines Freundes und ging mit seinem »Oheim« fort, um sich zu dem Gouverneur zu begeben.

Hier spielte der Gascogner seine Rolle so gut, äußerte so gewaltige Verzweiflung über den Verlust seines Fuchs-Stutzschwanzes, sprach von dem Könige in so ehrerbietigen, von der Ligue in so schmeichelhaften, von der Stadt Angers in so pomphaften und von deren tapferem Gouverneur in so übertriebenen Ausdrücken, daß dieser gute Mann, welcher dem Könige aus Interesse, der Ligue aus Furcht und seiner eigenen Person aus Selbstsucht und Eitelkeit diente, nicht im mindesten ahnte, wie sehr er belogen werde, ja du Halot einlud Abends bei ihm zu essen und doch ja den geistreichen und gewandten Neffen mitzubringen.

Es versteht sich von selbst, daß Oheim und Neffe bereitwillig die Einladung annahmen, worauf sie sich empfahlen.

Als sie nach Hause kamen, trafen sie den Capitän du Fresne.

»Mein Gott,« rief der Gascogner aus, als die drei Verschworenen in dem Zimmer allein waren, »wie hat eine

schlaflose Nacht Euch verändert, Herr du Fresne! Ihr seht ja ganz verstört aus diesen Morgen!«

Der Capitän sah mürrisch um sich und antwortete blos:

»Ich habe freilich nicht sieben Stunden geschlafen, wie Ihr.«

»Mir war die Ruhe sehr nöthig; dagegen bin ich heute auch frischer und munter.«

»Ja, du Fresne,« fragte du Halot, »Ihr könnt uns vielleicht Nachricht von dem Pferde meines Neffen geben, das nirgends zu finden ist.«

»Das Pferd eures Neffen?« antwortete der Capitän wie Jemand, den man plötzlich aus dem Schlafe reißt. »Euer Pferd? Euer Pferd ist es?«

»Was mag er haben?« dachte der Gascogner und laut setzte er hinzu: »Wenn Ihr es mir wieder verschaffen könntet, Herr du Fresne, würde ich Euch sehr dankbar seyn. Es war ein so braves Thier!«

»Ich habe euer Pferd.«

»Ihr?« fragte du Halot höchlich verwundert. »Wo habt Ihr es?«

»In meinem Stalle, wohl verwahrt... Also der Herr Ritter war es?« setzte der Capitän in einem Tone hinzu, der freundlich seyn sollte, aus dem aber der wüthigste Zorn sprach.

»Wie so? Was, wo soll ich gewesen seyn?« fragte der Gascogner, als falle er aus den Wolken... »Verständigen wir uns doch, wenn es möglich ist... Ihr sagt mein Pferd befindet sich wohl verwahrt in eurem Stalle?... das wäre eine höchst erfreuliche Nachricht.«

»Stellt Euch nur nicht als wüßtet Ihr nichts und

nehmt es nicht von der spaßhaften Seite; Ihr wisset recht gut was ich sagen will.«

»Meiner Treu,« fiel du Halot ein, »ich wollte Ihr drücktet Euch deutlicher aus, damit ich Euch auch verstehen könnte.«

»Du Halot,« schrie der Capitän, der sich nicht länger beherrschen konnte, »wie geht es zu, daß das Pferd eures angeblichen Neffen diese Nacht an der Mauer meines Gartens neben der Thür gefunden worden ist?«

»Das fragen wir ja eben Euch schon seit einer Viertelstunde.«

»Ich will es Euch sagen. Der Herr da hatte mich als Aufpasser vor die Stadt hinausgeschickt, damit er sich in meine Wohnung einschleichen könnte, aus der ihn zum Glück meine unerwartete Rückkunft vertrieben hat.«

»Heilige Jungfrau!« unterbrach ihn der Gascogner lachend, »entweder der gute Herr Capitän du Fresne ist von irgend einem tollen Hunde gebissen worden oder ich habe zwei Doppelgänger.«

Du Halot lachte ebenfalls laut auf, der Capitän dagegen stemmte die eine Faust auf die Hüfte und griff mit der andern nach seinem Schwerte.

»Eben,« fuhr der Gascogner fort, »beschuldigte mich du Halot, ich sey gleichzeitig auf der Straße nach Nantes und in seinem Bette gewesen; jetzt sagt Ihr, du Fresne, ich habe zu derselben Zeit auf eurer Gartenmauer gesessen und ein Attentat an eurem ehelichen Glücke verüben wollen; als Beweis hättet Ihr mein Pferd gefangen . . . Es sind also aus mir drei Pampelonnes geworden, von denen der eine schläft, der zweite reitet, der dritte über Gartenmauern steigt und zwar alles zu einer und derselben Zeit,

aber an verschiedenen Orten ... Liebe Freunde, wollet Ihr mich bei lebendigem Leibe auf den Scheiterhaufen bringen? Haltet Ihr mich für den Antichrist?«

»Man weiß schon, daß Ihr die Worte drehen und wenden könnt, das Pferd aber ist da und nicht wegzudisputiren.«

»Wie sieht das Pferd aus?«

»Ein prächtiger, türkischer Schimmel.«

»Da sehe doch Einer den eifersüchtigen Eheherrn!« rief du Halot.

»Erlaubt,« fuhr der Gascogner fort, »der Schweif?«

»Lang und dicht, kurz ein türkisches Pferd von hohem Werthe.«

»Daß Euch die Pest! Das Thier, welches ich mein Leben lang vermissen werde, ist ein Fuchs-Stutzschwanz, ein gutes Vieh, das aber einem türkischen so wenig oder so sehr gleicht wie Ihr etwa einer Favorit-Sultanin ... Versteht Ihr?«

Da du Halot sich vor Lachen die Seiten hielt und durch Nicken und Betheuerungen bestätigte was Pampelonne sagte, so ließ du Fresne den Kopf hängen, denn er erkannte, daß die in ihm kochende Wuth ihn zu einer Dummheit verleitet und seine Eifersucht wieder einmal recht deutlich gezeigt habe.

»So habe ich mich geirrt,« sagte er.

»Ihr werdet irgend ein Pferd eingefangen haben, das sich verlaufen hat und das man Euch schon wieder abverlangen wird ... Warum aber solchen traurigen Verdacht gegen eure Ehre? Habt Ihr den Galan ertappt?«

»Nein ... ich habe kein anderes Anzeichen als

das Pferd, das ich bei Tagesanbruch an meiner Gartenthür fand.«

»So viel Lärm um nichts! Seht Euch vor, werther Freund, daß nicht etwa der Wolf, gegen den Ihr immer schreit, am Ende glaubt, Ihr riefet ihn ... Lassen wir der Tugend eurer Frau ihren Ruhm und reden wir von unsern Angelegenheiten ... Ihr habt nichts aus dem Castell herauskommen sehen?«

»Auch nicht einen Schatten.«

»Sehr gut ... Und Ihr, du Halot, fandet unsere Leute?«

»Alle. Fünfundzwanzig werden sich in dem Wirthshause in der Vorstadt, zweihundert Schritte von dem Thor der Citadelle, versammeln. Der Soldat, der morgen Mittags an diesem Thore Wache steht, ist erkauft.«

»Vortrefflich ... es bleibt uns also nichts übrig als zu frühstücken. Wenn Chinon anlangt, ist die Festung genommen.«

»Wer ist dieser Chinon?«

»Der Bote des Herzogs von Epernon.«

»Sehr gut!«

Ein Diener trat eben ein und meldete, ein Reiter verlange mit dem Commandanten du Halot zu sprechen.

Dieser ging hinaus und traf im Hofe einen schönen jungen Mann auf einem kräftigen Pferde in etwas gesuchtem Anzuge.

»Habe ich die Ehre den Herrn du Halot zu sehen?« fragte er.

»Ich bin's ... euer Name?«

»Lieutenant Chinon.«

»Seyd willkommen und steigt ab ... Heda, nehmt das Pferd in Empfang und pflegt es gut.«

»Ist euer Neffe bei Euch?«

»Ja, und in guter Gesellschaft ... Habt die Güte mir zu folgen.«

»Guten Tag, Herr von Chinon!« rief Pampelonne, indem er dem Fremden entgegenging und seine Hand ergriff.

»Ich grüße Euch demüthig, ehrwürdiger Vater.«

»Nichts da,« fiel der Gascogner ein. »Hier gibt's weder Vater noch Mutter; wir sind alle einer Art, Feinde Guise's und der Ligue ... Wir wissen was wir wollen und wollen was wir wissen. Fort mit allem Geheimniß und offen gesprochen! Chinon, den ich Euch vorstelle, Ihr Herren, ist der Abgesandte des Herzogs von Epernon und weil er da ist, dürfen wir nicht mehr zurücktreten ... nicht wahr?«

»Je früher es geschieht, um so besser wird es seyn. Der König haßt Brissac von Tag zu Tag mehr; zwar will er ihm den Gouverneurposten nicht entziehen, oder wagt es nicht, weil Herr von Guise eine wichtige Staatsangelegenheit daraus machen würde, aber er würde in die Hände klatschen, sagte er mir bei der Verabschiedung, wenn du Halot den Vogel ausnähme. Das sind seine eigenen Worte. Se. Majestät befahl dem Herrn von Epernon das Bestallungsdecret bereit zu halten, damit es abgeschickt werden könne, sobald die Sache bekannt werde und der Herr von Epernon, der ein Feind aller Langsamkeit ist, wird wohl gestern schon seinen Courier abgeschickt haben, so daß Ihr euer Decret erhaltet sobald der Hof von eurer That Nachricht erhält.«

»Meine Herren,« fiel du Halot begeistert ein, »ich weiß dem nichts hinzuzusetzen als den Ruf: »es lebe der König!« und

daneben: »es lebe Epernon!« Dieser ist ein edler Herr, für den ich von nun an durch das Feuer gehen werde. Jetzt ist es noch nicht eilf Uhr; der Grieche speist um zwölf Uhr; wollen wir erst etwas essen, ehe wir die Sache unternehmen?«

»Dafür stimme ich,« sagte Chinon. »Wenn man Hunger im Leibe hat, thut man nichts ordentlich und ich bin scharf geritten, um bei guter Zeit hier anzukommen ... Ihr habt also Alles für Mittag vorbereitet?«

»Ja wohl,« entgegnete Pampelonne, »aber bei Tisch will ich erzählen was wir erdacht haben.«

Als sich die Gäste du Halot's in das Speisezimmer begaben, nahm Pampelonne den Arm Chinon's und sagte zu ihm:

»Lieber Rochemorte, Ihr spielt vortrefflich Komödie, fast so gut wie Gourdon.«

»Wo ist der arme Vicomte?«

»Er putzt wahrscheinlich euer Pferd, und daß er es gewissenhaft thut, könnt Ihr überzeugt seyn.«

»Und verliebt ist er noch immer?«

»Noch immer. Und ohne seine seltsame Leidenschaft würden wir das Castell von Angers gar nicht nehmen.«

Die Verschwornen frühstückten heiter und kurz vor Mittag standen du Fresne und Pampelonne auf, drückten den Andern die Hand und gingen fort.

»Nun, Bursch,« rief der Gascogner dem Vicomte von Gourdon zu, der vor dem Pferdestalle Hafer siebte, »folge uns.«

»Erlaubt nur, daß ich meine Jacke anziehe.«

»Mach' geschwind.«

»Nehmen wir den Menschen mit?« fragte du Fresne.

»Sehet Ihr nicht, daß er die Arme des Herkules geerbt hat,« antwortete Pampelonne, »und daß er mit einem Faustschlage mehr wirken kann als ich mit einem Streitartschlage?«

»Ihr habt Recht und werdet wohl immer Recht haben,« antwortete der Capitän. »Lasset uns gehen.«

Neuntes Capitel.

Der Vogelsteller, der Käfig und der Vogel.

Die Citadelle von Angers war 1585 nicht in dem schönen Vertheidigungszustande, in den sie einige Jahre später der König von Navarra versetzte, hatte aber doch eine große Bedeutung, weil sie die Loirelinie deckte und eine Gegend beherrschte, in welcher die Protestanten viele Anhänger und Verbindungen hatten. Sie war mit einer guten Besatzung versehen und wurde durch ihre breiten Gräben, ihre von dicken Thürmen flankirten Bastionen, ihre gewaltigen Mauern und bedeutende Lebensmittelmenge zu einem Platze erster Art gemacht, welche die Anhänger der Ligue und die Hugenotten zu erlangen wünschten. Eine Belagerung würde ihre großen Schwierigkeiten gehabt haben, denn die Truppen des Herzogs von Joyeuse, die sich seit einiger Zeit den lothringischen Prinzen zuneigten, den Führern der Ligue, seinen Verwandten (der König Heinrich **III**. hatte seinem Günstlinge im Jahre 1582 seine Schwägerin Margarethe von Lothringen zur Frau gegeben), manövrirten damals in der Bretagne. Deshalb hatten sich denn auch die Hugenotten entschlossen,

die Feste durch einen kühnen Handstreich oder durch List zu nehmen.

Der Graf von Cossé-Brissac, der Sohn des Marschalls dieses Namens, der Gouverneur des Castells dem Namen nach, war ein vornehmer Herr, ein wahres Musterbild jenes tapfern, aber zugleich wollüstigen Geschlechts, welches in jener unglücklichen, unruhigen Zeit sich sowohl durch seine Ausschweifungen als seine Waffenthaten auszeichnete. In diese seine Residenz hatte er alle Kostbarkeiten und Reichthümer gebracht, die sein Vater aus Vercelli in Piemont mitgenommen. Die Möbels in seinen Gemächern allein wurden auf zweimalhunderttausend Thaler geschätzt — eine ungeheure Summe, wenn man den Geldwerth vor zwei Jahrhunderten berücksichtiget.

Das Wunder aber, das in diesen hohen Mauern eingeschlossen war, ließ sich nach Geld gar nicht schätzen, wie wir sehen werden.

Gegen eilf Uhr, an demselben Tage, welchen die Verschwornen zur Ausführung ihres kühnen Unternehmens bestimmt hatten, rief der Untergouverneur Ancyra seinen Pagen und befahl, ihn vollends anzukleiden. Der Page nahm ein kostbares Wamms von kirschrothem Atlas und brachte dasselbe seinem Herrn, dann holte er ein geschmeidiges Panzerhemd herbei, wie es nur die Meister in Mailand zu arbeiten vermochten.

»Gut,« sagte Ancyra . . . »Nimm den Degen.«

»Der gnädige Herr geht in die Stadt hinunter?« fragte der Page.

»Nein, ich gehe heute nicht aus.«

»Warum dann die Rüstung?«

»Und warum deine Frage? . . . Meinen Mantel und rasch!«

Der Mantel war von weißem Atlas mit langen Goldfransen.

»Melde der Signora Fabiana, daß ich sie zu begrüßen wünschte.«

Der Page verbeugte sich und ging.

Ancyra war schön wie der Gott Mars (alter Styl) in seinem reichen Anzuge. Seine kriegerische Haltung und sein reizendes Gesicht paßten vortrefflich zu einander; sein langes schwarzes lockiges Haar wallte bis auf seine Schultern herab; das Feuer seiner Blicke wurde durch ein verführerisches Lächeln gemildert, um das ihn vielleicht viele Frauen beneidet hätten.

Der Albanese gürtete sein Schwert um und ging barhäuptig hinaus. Seine ersten Schritte richteten sich nach einem prächtigen Speisezimmer, in welchem ein Tisch mit einem einzigen Gedeck stand.

Der Sergeant, den wir bei du Halot gesehen haben, befand sich in diesem Zimmer.

»Was untersuchst Du da?« fragte Ancyra den Soldaten, welcher den Tisch musterte.

»Ich stelle meine Batterien auf, gnädiger Herr . . . Wie viele Gäste erwartet Ihr?«

»Du Halot, du Fresne und einen Unbekannten, drei im Ganzen.«

»Und der Pater?«

»Trinkt aus einem silbernen Becher wie ich . . . Er ist ein Freund.«

»Wenn Ihr meinem Rathe folgen wollt, lasset ihn wie die Andern aus einem vergoldeten trinken.«

»Ich verdanke ihm das Leben.«

»Wer's glaubt! Ihr habt's mit einem schlauen Fuchs zu thun.«

»Meinst Du?«

»Ich bin meiner Sache gewiß.«

»So setze meinetwegen vier vergoldete Becher auf, sobald meine Gäste da sind . . . Ich allein will bescheiden aus Glas trinken . . . Das Essen wird gut seyn, denke ich.«

»Euer Koch übertrifft sich selbst.«

Der Page, den der Albanese zu einer Dame gesandt hatte, kam jetzt zurück.

»Nun,« fragte der Untergouverneur, »will man mich empfangen?«

»Sogleich, wenn Ihr es wünschet, gnädiger Herr.«

»Ah, das schöne Vögelein wird also allmälig zahm! . . . Der Käfig ist ja aber auch so kostbar und der Vogelsteller so freigebig . . . Folge mir, Kleiner, folge mir.«

Ancyra ging über mehre Corridors in einen großen Hof hinab, dann eine schöne Treppe mit eisernem Geländer wieder hinauf und gelangte in eine Vorhalle, in deren Ecken sich Waffenbündel und Jagdtrophäen befanden. Die Wände waren mit kostbaren Tapeten bekleidet; an jeder Thür befand sich ein Vorhang von grünem Sammt mit silbernen Fransen und auf großen geschnitzten Eichenholzbüffets standen reiche Tafelservices und Vasen mit Blumen.

Ein sehr schönes junges Mädchen in fremdartigem Anzuge, seidenen Strümpfen und kurzen, halb rothen, halb gelben Röcken, hatte sich an ein Fenster mit purpurrothen Vorhängen gelehnt, die ihrer mehr goldigen als blassen Gesichtsfarbe höhern Glanz gaben.

»Guten Tag, Venezia,« sagte der Albanese in schmeichelndem Tone und italienischer Sprache. »Hat die Marchesa diese Nacht keine bösen Träume gehabt?«

»Nur die schönsten und besten,« antwortete das Mädchen ziemlich trocken und französisch . . . »Es beschäftiget sie nichts als die Freiheit ihres Vaters, ihre eigene und die Züchtigung ihrer Bedrücker.«

»Kind, wir machen erstaunliche Fortschritte in der französischen Sprache, ich aber scheine in der Achtung deiner Gebieterin und der deinigen Rückschritte zu machen.«

»Ihr sprecht da sehr wahr.«

»Gestern und an den vorhergehenden Tagen schalt man mich nur da aus,« sagte der Grieche, indem er mit dem Finger auf eine Thür zeigte; »heute beginnt der Sermon schon im Vorzimmer . . . Das verspricht viel . . . Willst Du mich anmelden?«

»Ist bereits geschehen.«

»Willst Du mich einführen?«

»Tretet nur ein.«

»Macht mir wenigstens die Thür auf.«

»Thut es selbst.«

»Allerliebster Charakter!« sagte Ancyra, indem er nach der Thür hinging, auf die er vorher gedeutet hatte . . . »Man scheint noch streng zu seyn, aber man wird nachlassen, und bald werde ich hier herrschen, wie auf meinen Wällen.«

Er machte rasch die Thür auf, schob den Vorhang bei Seite, befahl seinem Pagen auf ihn zu warten, ging mit großen Schritten durch zwei Zimmer, blieb dann plötzlich stehen und verbeugte sich tief.

*

Eine Dame von fünf- bis sechsundzwanzig Jahren — die allerdings kaum zwanzig alt zu seyn schien — saß auf einem Stuhl mit hoher wappenverzierter Lehne und hielt in der Hand ein rothsammtnes Portefeuille, das sie aufmerksam betrachtete, denn trotz dem Eintreten des Commandanten richtete sie den Kopf weder empor noch zur Seite.

Die in Schönheit strahlende Dame war nach der Sitte der Patrizierinnen Venedigs gekleidet. Ihr Leibchen war von Goldstoff und ein langer Spitzenschleier hinten an ihrem Kopfe an der Stelle befestiget, von welcher vier glänzende, rabenschwarze weiche Flechten ausgingen. Ihre majestätische Stirne umgab dasselbe Haar, zurückgestrichen, heckenartig nach der damaligen Mode frisirt, von Schnüren echter Perlen von hohem Werthe und einer goldenen Nadel gehalten. Ihr Rock von violettem Atlas hatte als Gürtel ein drei Finger breites Band von Perlen; um ihre Handgelenke legten sich goldene Spangen mit Perlen, so daß sie für nicht weniger als zehntausend Thaler Schmuckes an sich trug.

Ihr Körper war groß und voll; ihr Gesicht, in dem sanfte Trauer lag, hatte trotzdem strenge Majestät und einen warmen Ton. Ihre Hände waren zart, ihre Finger schmal und alabasterweiß, ihre Augen schwarz und brennend. Der Fuß barg sich unter den langen Falten und sollte sich einem einzigen Manne zeigen.

»Die Marchesa Fabiani scheint tief in Gedanken versunken zu seyn,« sagte Ancyra ehrerbietig, »meine Anwesenheit wird ihr lästig seyn.«

»Ihr möget nahe oder fern seyn, immer seyd Ihr mir gegenwärtig,« antwortete die Venetianerin, ohne die

Augen aufzuschlagen, »und eure Gegenwart wird mir stets lästig seyn.«

»Das ist etwas Anderes,« sagte der Albanese lächelnd, indem er bis in die Mitte des Zimmers trat; »euer anmuthiger Empfang gibt mir die Waffen wieder in die Hand; wäret Ihr freundlich gewesen, würdet Ihr mich eingeschüchtert haben.«

»Sprecht französisch mit mir . . . die edle Sprache meines Vaterlandes wird durch eure Lippen entweiht.«

»Signora,« antwortete der Grieche, der seinen Unwillen niederzuhalten versuchte, »ich wollte Euch zuerst als galanter Ritter begrüßen, dann aber auch einen ernsten Vorschlag machen.«

»Die Begrüßung erlasse ich Euch, den Vorschlag werde ich anhören.«

»Der Herr von Cossé-Brissac, Gouverneur dieser Citadelle, soll binnen acht Tagen hierher zurückkommen, und da ich mich mit ihm nicht veruneinigen möchte, stelle ich Euch die Wahl, meine Frau oder Geliebte zu werden, denn er ist verheirathet und wird und kann nur euer Geliebter seyn.«

Die Venetianerin warf Ancyra einen vernichtenden Blick zu und antwortete:

»Warum sollte ich lieber seine Geliebte als eure rechtmäßige Frau seyn wollen?«

»Weil Herr von Brissac sehr galant ist und Ihr sehr schön seyd, weil ich Euch trotz eurer Schönheit die Zukunft meiner Stellung nicht aufopfern mag, und ich offen mit meinem Vorgesetzten brechen müßte, wollte ich Euch ihm entreißen . . . Ihr werdet mich verstehen.«

»Und was gewinne ich, wenn ich Euch heirathe?« fragte Signora Fabiani.

»Einen Mann, um den sich die Frauen streiten, — das ist wohl auch schon etwas, — sodann die Freiheit eures Vaters und die eurige.«

»Und was geschieht, wenn ich Nein sage?«

»Wie kräftig auch ein Mann ist, binnen acht Tagen verhungert und verdurstet er. Es steht bei Euch, meinen Vorschlag anzunehmen oder abzuweisen. Im ersten Falle werden die Fesseln eures Vaters fallen, der in einem Kerker dieser Citadelle eingeschlossen ist, welchen ich allein kenne und zu dem ich den Schlüssel habe. Im zweiten Falle erhält er keine Nahrung und stirbt langsam den Hungertod, ohne daß Jemand etwas weiß und erfährt. Ihr werdet mich verstehen.«

Die Venetianerin richtete sich auf dem Ellbogen etwas empor, streckte mit verächtlicher Majestät die Hand aus, zeigte so nach der Thür und sagte zu dem Albanesen:

»Ich sage . . . nein! Entfernt Euch!«

Als habe diese Bewegung des Körpers und Gemüthes die Dame völlig erschöpft, sank sie darauf wieder nieder und ließ ihr wunderbar schönes Haupt matt auf die Achsel fallen.

Ancyra hatte, durch diesen königlichen Ton niedergedrückt, sich verbeugt und rücklings sich entfernt. In dem Augenblicke aber, als er durch die Thür schreiten wollte, schämte er sich seiner Muthlosigkeit, kehrte um und sprach mit drohender Ruhe:

»Zwanzig Tage lang liege ich nun vor Euch auf den Knien, Signora; alles habe ich gethan, um euer Herz

zu gewinnen, wenigstens zu rühren . . . Ihr erwiedertet meine leidenschaftliche Zärtlichkeit nur mit Verachtung und wolltet durchaus nicht einsehen, daß diese Geringschätzung mich reizen müsse; so verwandeltet Ihr meine Liebe in Haß und Zorn . . . Jeder meiner Besuche ist für Euch eine Gelegenheit mich zu demüthigen . . . obgleich ich Euch, die Gefangene in dieser Citadelle als Gebieterin behandelte ... Ihr wollet dies nicht . . . Signora Fabiani, seht Euch vor, ich gelte für schrecklich in meinem Zorne . . . Ihr antwortet nicht? Ihr scheint mich völlig kalt und ungerührt anzuhören.«

»Gebt mir meinen Vater zurück, lasset mir die Pforten dieses Castells öffnen,« antwortete Signora Fabiani, »dann will ich Euch euer unwürdiges Betragen, so wie die verbrecherischen Anträge verzeihen, denen ich nur Verachtung entgegensetzen konnte; dann will ich Euch die Achtung erzeigen — Euch zu vergessen.«

Der Albanese zuckte bei den letzten Worten zusammen; seine verletzte Eitelkeit grollte in ihm; er blickte die schöne Italienerin im höchsten Zorne an und sagte mit bebenden Lippen:

»Lasset den Hohn und Spott, Madame, damit wir ernsthaft reden können. Zum letzten Male: nehmt Ihr den Antrag an, den ich Euch heute gemacht habe oder nicht?«

Signora Fabiani erhob statt aller Antwort die Hand und zeigte nach der Thür. Ancyra murmelte einige Worte, die der Zorn erstickte, und schritt rasch hinaus.

In der Vorhalle traf der Untergouverneur seinen Sergeanten, der zu ihm sagte:

»Gnädiger Herr, zwei Herren aus der Stadt, der Ca=

pitän du Fresne und der Neffe des Herrn du Halot, sind zum Besuche angekommen, sie warten auf Euch.«

»Sehr wohl; ich komme . . . Höre Du . . . bis auf meinen Befehl trägst Du keine Brotrinde, keinen Wassertropfen zu dem Gefangenen, verstanden?«

»Ja, gnädiger Herr.«

»Und nun wollen wir ein angenehmes Stündchen verbringen, wenn es möglich ist, und uns wegen der Frauen an den Männern rächen.«

In dem sogenannten Ehrenhofe traf Ancyra den Ritter von Pampelonne und den Capitän du Fresne. Der Vicomte Gourdon stand etwa zwanzig Schritte davon, mit der Mütze in der Hand, in einer Stellung, die dem Diener ziemt, der weiß, was er seinem Herrn schuldig ist.

Pampelonne gab sich alle Anmuth, welche die Kutte, sein dicker Bauch und die schweren Stiefel erlaubten. Du Fresne stemmte die Faust auf die Hüfte, klopfte seine Waden mit der Scheide seines Degens und blickte von Zeit zu Zeit begehrlich nach den dicken Thürmen der Citadelle, sowie den langen Feldschlangen, die auf ihren Laffeten lagen.

»Welcher günstige Wind führt Euch zu mir, werthe Herren?« fragte Ancyra, schon von weitem grüßend.

»Der Wunsch, das Castell zu besehen,« antwortete der Gascogner »und rühmlich von Euch an dem Hofe zu sprechen, an den ich schon heute Abend zurückkehre.«

»Wie? Kaum hier angekommen, wollet Ihr uns schon wieder verlassen?«

»Ja wohl,« setzte du Fresne hinzu, der zwar niemals viel zur Unterhaltung beizutragen vermochte, aber eine gute Gelegenheit zu benutzen verstand, um hier und da

einen Ausruf einzuwerfen, damit er nicht ganz und gar schweige.

»Deshalb sehet Ihr mich auch bereits gestiefelt und gespornt,« entgegnete Pampelonne, »Nachmittags breche ich unbedingt auf.«

»Und unsere Festungswerke wollet Ihr besichtigen?«

»Es würde mir ein Vergnügen seyn.«

»So folgt mir. Wir wollen mit meiner Wohnung beginnen.«

»Wie Ihr befehlt.«

»Wer ist der Mann?«

»Mein Diener.«

»Paul,« rief der Albanese seinem Pagen zu, »schicke doch den Mann in die Gesindestube und laß' ihm etwas zu trinken geben.«

Gourdon nickte dem Gascogner zu und dieser erwiederte das Zeichen; der Grieche hielt es aber für eine Bitte um Erlaubniß und um Gewährung, und achtete deshalb nicht weiter darauf.

Der Vicomte hatte zu dem Ritter gesagt: »Es geht gut; rechne auf mich.« Der Ritter antwortete: »Ich rechne auf Dich«

Ancyra führte die beiden Herren geradenwegs in das Speisezimmer und sagte im Eintreten:

»Findet Ihr es nicht gleich mir unerträglich heiß?«

»Allerdings,« erwiederte du Fresne, indem er die Schweißperlen von der Stirne wischte ... »Wir sind zu Fuß gekommen und es geht ziemlich steil empor.«

»Deshalb werde ich Euch ein Glas Xeres vorsetzen; er kann sich freilich mit dem Bekannten eures Oheims nicht

messen, ich habe aber auch nicht tausend Livres für die Flasche gezahlt.«

»Ich danke Euch,« fiel Pampelonne sofort ein, »ich habe die Gewohnheit, zwischen meinen Mahlzeiten nichts zu genießen . . . Der Herr Capitän schlägt aber vielleicht ein Glas nicht aus.«

»Mir ergeht es eben so,« entgegnete du Fresne; »ein Nichts benimmt mir den Appetit.«

(»Ich wette, dein Xeres ist vergiftet,« dachte der Gascogner bei sich.)

»Es ist angerichtet, gnädiger Herr,« rief ein Diener, welcher in das Speisezimmer hereintrat und eine Suppenschüssel in beiden Händen hielt.

Der finstere Sergeant, der nicht von dem Albanesen wich, trat hinter dem Diener ebenfalls ein und stellte sich hinter den Untergouverneur.

»Verzeihet meinen Leuten, meine Herren,« sagte Ancyra; »sie sind daran gewöhnt, meine bescheidenen Mahlzeiten pünktlich zu bestimmter Stunde aufzutragen, ohne sich darum zu kümmern, wie ich eben beschäftiget bin . . . Wollet Ihr mir Gesellschaft leisten? das wäre mir etwas Gefundenes.«

»Mir auch,« fiel Pampelonne ein, »denn aus der Schüssel verbreitet sich ein sehr appetitlicher Geruch.«

»Ihr nehmt also an?«

»Zu meinem großen Bedauern ist es mir nicht möglich; schade, nicht wahr, Herr du Fresne?«

»Sehr schade,« stimmte dieser bei.

»Fürchtet nicht mich zu stören; mein Koch kann sich freilich mit dem du Halot's nicht messen, hat aber doch auch

sein Verdienst und Ihr werdet wohl auch nicht sterben, wenn Ihr einmal etwas schlechter esset als zu Hause.«

»Die Sache hängt so zusammen,« erwiederte Pampelonne. »Mein Oheim hat diesen Morgen zwei seiner besten Freunde als Besuch erhalten, er behält sie natürlich zu Tische bei sich und mußte deshalb das Vergnügen entbehren, mich hierher zu begleiten. Ich kann Euch zugleich gestehen, daß ihn die Ankunft der beiden Gäste sehr in Verlegenheit gebracht hat, da er bekanntlich auf seinen Ruf als Gutschmecker viel hält.«

»Warum?«

»Es ist kein Markttag in der Stadt, und da er also nichts Frisches einkaufen lassen konnte, kann er seinen Gästen nichts Gutes vorsetzen. Daher seine Verlegenheit.«

»Rufe den Koch,« sagte der Albanese zu seinem Sergeanten und als der Gerufene erschien, fuhr er fort: »Kannst Du fünf oder sechs Herren vom Stande zu Essen vorsetzen?«

»Zwölfen im Nothfalle.«

»Und wie viel Zeit würdest Du brauchen?«

»Kaum eine halbe Stunde . . . Ihr wisset ja, gnädiger Herr, daß wir immer eingerichtet sind, seit wir den Herrn von Brissac erwarten.«

»Das ist wahr!« rief der Grieche aus, als fiele ihm dieser Umstand eben auch ein. »Herr Abbé, lasset doch du Halot bitten, seine Gäste mit zu mir zu bringen . . . Er findet hoffentlich nicht ganz Schlechtes.«

»Das ist zu freundlich . . . Mein Oheim wird in Verlegenheit kommen.«

»Ich werde meinen Pagen zu ihm schicken und wenn er es mir abschlägt, fordere ich ihn.«

»Ich kann ihn leider in meinen schweren Stiefeln nicht begleiten; Herr Capitän, geht Ihr mit?«

»Recht gern,« antwortete du Fresne, der bekanntlich lange Reden nicht liebte und sich sofort auf den Weg machte.

Zehntes Capitel.

Gesegnete Mahlzeit.

»Ihr könnt mir nicht glauben, Herr Gouverneur,« sagte Pampelonne mit schlauer Miene, indem er Platz nahm und sich die Stirn abwischte, nachdem du Fresne das Zimmer verlassen hatte, »was ich habe aufbieten müssen, um die beiden Gimpel hierher zu locken . . . Aber wie heiß es ist!«

»So trinkt doch zur Stärkung ein Glas Xeres; es ist wahrhaftig vortrefflich.«

»Ich danke.«

»Ohne Umstände.«

»Ohne Umstände,« antwortete Pampelonne und bei sich setzte er hinzu: »Er ist sehr eifrig mit seinem Xeres; ich mache mich deshalb verbindlich mit drei Tropfen dieses Nectars einen Ochsen zu vergiften.«

»Glaubt Ihr, daß du Halot der Einladung Folge geben werde?«

»Ich zweifle nicht daran; eine gute Mahlzeit hat er nie abgeschlagen.«

»Und zwei Freunde haben den lieben Herrn du Halot besucht?«

»So ist's, — zwei Lumpe, die äußerlich Royalisten, im Herzen aber Hugenotten sind.«

»Warum nahm er die beiden Herren nicht sogleich mit hierher?«

»Du Halot, mein verehrter Oheim, ist dumm und mißtrauisch zu gleicher Zeit; er fürchtet für verdächtig zu gelten . . . Wenn ein kleiner Verstand einen schlechten Streich ausdenkt, erschrickt er leicht und wir sind in unserer Familie nicht überreichlich mit Verstand begabt.«

»Ihr macht eine Ausnahme, Herr Pater, und ich möchte Euch lieber zum Freunde als zum Feinde haben.«

»Ihr schmeichelt.«

»Wahrhaftig nicht; ich bin überzeugt, und sage dies, ohne Euch beleidigen zu wollen, Ihr würdet mich schnell aus dem Castell hinaus gebracht haben, wenn Ihr Euch vorgenommen hättet, mich von da zu verdrängen.«

Der Gascogner blinzelte mit den Augen wie Jemand, der einen gefährlichen Stich zu pariren hat und entgegnete:

»Wer einen solchen Plan hegen wollte, müßte des Teufels und verrückt seyn. Eine so furchtbare, so geschickt vertheidigte Citadelle! Zehntausend Mann mit sechshundert Reitern würden Euch von hier nicht vertreiben.«

Bei diesem mit unerschütterlicher Ruhe gesprochenen Compliment verbeugte sich der Grieche und er glaubte nun, den harmlosesten Mann in Frankreich vor sich zu haben.

Während dieses kurzen Gesprächs gingen die Diener hin und her, so daß binnen wenigen Minuten ein reiches Service von vergoldetem Silber aufgesetzt und für sechs Personen gedeckt war.

Der alte Sergeant überwachte die Ausführung der

Befehle des Herrn, von dem er sich indeß nie mehr als etwa drei Schritte entfernte.

»Ihr habt also große Mühe gehabt die Verschwornen hierher zu bringen?« fragte Ancyra, um die Aufmerksamkeit Pampelonne's von dem Thun der Diener abzulenken.

»Blutsauer ist es mir geworden und ich habe mehr Worte machen müssen, als in einer Woche in dem Parlamente gesprochen werden . . . Es ist mir indeß gelungen und ich wünsche Euch Glück.«

»Während des Essens also wollen sie mich ermorden?«

»Ja, ja . . . Sie wollen Euch ermorden und dann ohne Weiteres aus dem Fenster in den Graben stürzen.«

»Und wer soll zuerst Hand an mich legen?«

»Ich.«

»Ihr?«

»Auf Ehre . . . wenigstens ist die Sache unter uns so verabredet worden und ich habe es versprochen.«

»Hoffentlich werdet Ihr eure Hände nicht beflecken mit...«

»Verzeiht, meine Hände werden allerdings das Ihrige thun.«

»Wie sagt Ihr?«

»Sie werden erwürgen . . .«

»Wen?«

»Meinen Oheim.«

Der Albanese lachte laut auf.

»Er ist schon zu lange im Besitze seines Vermögens und verzehrt es allein . . . Lebt er noch zwei Jahre in gleicher Weise fort, so bleibt mir nicht so viel übrig, daß ich mir ein Paar Schuhe kaufen kann.«

»Eine vortreffliche Idee!«

»Nicht wahr? Wenn er mich mit dem Ellbogen anstößt, damit ich Euch an der Kehle fasse, wird er sich selbst gut gepackt sehen . . . Herr Gouverneur, wir werden heute der heiligen Ligue einen großen Dienst erweisen und ihre Prediger erheben uns sicherlich in den Himmel. Mein Oheim und du Fresne sind zwar nur untergeordnete Personen, aber doch zu fürchten.«

»Ahnet Du Fresne nichts?«

»Was soll ein so dummer Mensch ahnen? Er soll über den Streichen seiner Frau sein Bischen Verstand vollends verloren haben, wie man in Angers erzählt und Ihr habt, wie man hört, zu dem häuslichen Kummer des guten Mannes auch beigetragen.«

»Ich?« entgegnete Ancyra eitel.

»Man sagt so.«

»Man darf von solchen Gerüchten nie mehr als die Hälfte glauben.«

»Es laufen aber sehr viel Gerüchte über eure Liebschaften um, wenn auch nur die Hälfte wahr wäre . . . Uebrigens soll die Frau des Capitäns reizend seyn.«

»Es ist gefährlich sie zur Feindin zu haben, sehr angenehm dagegen sie Freundin nennen zu können. Sie ist aus Launen zusammengesetzt; dem, welchen sie liebt, opfert sie blindlings Alles; gegen den, welchen sie haßt, ist sie eine losgelassene Pantherin. Ich habe noch Glück mit ihr gehabt.«

»Wie meint Ihr das?«

»Ich gefiel ihr und mir gefiel sie sehr; aber kaum hatte unser Verhältniß drei Monate gewährt, so suchte ich auch anderswo Unterhaltung. Freilich war es nicht leicht mit diesem Engel zu brechen, in dem viel von einem Teufel steckt; ich erwartete deshalb eine furchtbare Rache, wenn

ich mir auch kein graues Haar darum wachsen ließ, als mir die Schöne plötzlich den Abschied gab. Ich erfuhr auch bald warum: sie hatte sich in ein Bürschchen verliebt, dessen Namen ich nicht ermitteln konnte und der sie ganz und gar beschäftigte . . . In meiner Freude, so leichten Kaufes losgekommen zu seyn, hätte ich meinen Nebenbuhler umarmen mögen, während ich ihn von Herzen beklage.«

»Warum?«

»Weil, wenn er das Unglück hat sich etwas gegen sie zu Schulden kommen zu lassen, die Frau du Fresne ihn unablässig verfolgen wird, wie eine Löwin die Spur des Jägers, der ihr die Jungen nahm . . . Doch lassen wir das; es paßt für euern Stand nicht.«

Pampelonne verzog unbemerkt das Gesicht, dann horchte er und fragte:

»Was für Stimmen hört man da?«

»Meine Leute, die euren Diener wohl betrunken machen . . . Gebiete ihnen Ruhe,« sagte der Grieche zu dem Sergeanten.

Dieser rührte sich selbst nicht, sondern winkte dem Pagen den Befehl auszuführen und sah den Gascogner von der Seite an.

Pampelonne, der neben seinem Wirthe saß, stand auf und ging, auf jedes Geräusch lauschend, im Zimmer auf und ab. Er hörte die kräftige Stimme Gourdon's, der in lebhaftem Streite begriffen zu seyn schien, und sein Gesicht, das sich verdüstert gehabt hatte, erhielt das gewöhnliche ruhige Aussehen wieder.

»Mein werther Herr Oheim zögert lange,« sagte er.

»Ihr werdet sehen, daß er nicht kommt,« antwortete Ancyra, der sich nachlässig zurück lehnte.

»Ihr habt da schöne vergoldete Becher . . . und gabt, wie es scheint, der Geschichte von den Gabeln den Vorzug vor jener von den Messern.«

»Wie so?«

»Weil diese vergoldeten Becher den gerieften Gabeln des Herrn du Fresne sehr ähnlich sehen.«

»Ihr glaubt?«

»Ich überzeuge mich eben,« sagte der Gascogner, indem er mit dem Daumennagel den Firniß abkratzte, der sich am Boden eines der Becher befand. »Ganz gut,« fuhr er dann fort... »Ihr wollt doch nicht, daß ich daraus trinke?«

»Sie sind nicht alle gleich,« antwortete der Albanese, der die Farbe wechselte.

»Das glaube ich . . . Um aber ein Versehen zu vermeiden, zeigt mir im Voraus meinen Platz an.«

Während dieses Gesprächs wiederholte Pampelonne an allen Bechern den Versuch, den er mit dem ersten gemacht hatte. Eben als er damit zu Ende kam, knallte ein Pistolenschuß von einem der äußersten Posten der Citadelle her.

Schnell wie der Adler, der auf seine Beute stürzt, überfiel der Gascogner den Sergeanten, entriß ihm den Degen, sprang dann bei Seite und nach der Thür, die er verriegelte.

»Ah, Du Wicht, vergiften wolltest Du mich?« rief er, während er unter die Kutte griff, ein Pistol aus dem Gürtel riß und den Hahn aufzog.

Ancyra zog sein Schwert und ging gerade auf Pampelonne zu. Der verblüffte Sergeant nahm zwei Messer von dem Tische und rückte ebenfalls dem unerschrockenen Gascogner zu Leibe.

»Du, Freund, bist hier zu viel,« sagte Pampelonne und schoß mit der linken Hand.

Der Soldat fiel ohne einen Laut von sich zu geben und stürzte vor dem Gouverneur nieder, der ungestüm auf seinen Gegner eindrang.

»Seht Euch vor,« rief ihm der Gascogner lächelnd zu; »haltet Ihr mich für einen Küster? Ihr werdet Euch spießen.«

Der Albanese benutzte diese Warnung und trat einige Schritte zurück.

»Wer bist Du?« fragte er mit erstickter Wuth.

»Der Ritter von Pampelonne; ich gehöre dem Könige von Navarra an und da diese Citadelle dem großen Fürsten gefällt, bin ich daher gekommen sie zu nehmen, blos um das Vergnügen zu haben sie ihm anbieten zu können . . . Ist das deutlich und verständlich?«

»Du sollst mich kennen lernen, Betrüger.«

Der Grieche deckte sich dabei mit vieler Kunst, trat zwei wohlberechnete Schritte vor und kreuzte das Schwert mit dem Gegner.

Pampelonne war ein Zögling von Favas und Gourdon und verband mit bewundernswürdiger Körpergeschmeidigkeit ein kräftiges, festes Handgelenk, einen scharfen und sichern Blick, eine leichte Hand und einen bald kalten, bald heißen, immer aber unerschütterlichen Muth.

Ancyra gehörte der italienischen Fechtschule an, die damals in Gunst stand und sich allmälig verbreitete. Er hatte sich mit dem Herzog von Guise, Saint-Luc, Bussy, Crillon und den gefährlichsten Fechtern am französischen Hofe gemessen. Er streckte sich und zog sich wie eine Schlange, durchbrach jeden Augenblick die Linie, versuchte dabei die

feinsten Finten und hielt sich so leicht und ungezwungen wie bei einer Fechtübung.

Pampelonne, dem die großen Stiefel hinderlich waren, beschränkte sich darauf, aufmerksam zu pariren; er spielte so mit der Waffe Ancyra's und vereitelte alle Ausfälle desselben.

Die Fechtenden vernahmen unterdeß gewaltigen Lärm da, wo sie früher die Dienerschaft gehört hatten, so wie zahlreiche Schüsse.

»Zwei . . . und drei!« rief eine kräftige Stimme, in welcher der Gascogner die des Vicomte von Gourdon erkannte.

»Mein Diener scheint unter den eurigen aufzuräumen,« sagte er.

»Banditen!« schrie der Albanese, der gleichzeitig eine kleine Blöße des Gegners bemerkte und auf diesen eindrang. Auch bohrte sich die Spitze seines Degens wohl drei Zoll tief in den Bauch Pampelonne's.

»Damit wirst Du genug haben!« sprach er jubelnd, deckte sich aber sofort wieder.

»Ihr wollet etwas von mir?« antwortete der Gascogner, der mit der linken Hand seinen falschen Bauch abriß und ihn dem Griechen vor die Füße warf.

»Memme!« rief dieser. »Wie viele Rüstungen trägst Du auf dem Leibe?«

Bei diesen Worten ließ Ancyra seinen Degen ganz aus der Parade fallen, um einen unvorsichtigen Ausfall des Gegners hervorzurufen und dabei eine Blöße desselben zu benutzen.

»Mit Speck fängt man Mäuse,« antwortete Pampelonne; »ich aber werde meinen Degen an eurem Panzer-

hemd nicht abbrechen; ein solcher Narr bin ich nicht, Freund . . . Saß der Stoß?«

Der linke Arm Ancyra's war durchbohrt; er trat einen Schritt bei Seite, Pampelonne rückte ihm nach und trieb ihn bis an den Tisch in der Mitte des Zimmers. Der Albanese, der heftigen Schmerz empfand und bereits ermüdet war, brachte den Tisch zwischen sich und seinen Gegner.

In diesem Augenblicke wurde die Thür durch einen ungeheuren Schlag erschüttert.

»Mach' auf!« rief Gourdon.

»Ich habe keine Zeit dazu.«

Die Thür wurde durch den Riesen eingedrückt und der Vicomte trat mit glühendem Gesicht und blitzendem Auge, eine Axt in der Hand, herein.

Beil und Anzug Gourdon's waren mit Blut bedeckt; sein Hemd, seine Jacke, seine Beinkleider zerrissen.

»Es ist vorbei,« sagte er und stellte sich neben seinen Freund.

»Dieser da,« bemerkte Pampelonne, »ist der Vicomte von Gourdon, den Ihr dem Rufe nach kennen werdet; er sucht nicht Ruhm hier, sondern eine schöne Dame, die Ihr gefangen haltet und die er leidenschaftlich liebt.«

Das Gesicht Ancyra's bedeckte sich mit brennender Röthe; er biß sich auf die Lippen und rief:

»Gegen Euch beide also!«

Gourdon trat einen Schritt vor, Pampelonne aber fiel ein:

»Ruhig; dieser ist mein; mache mir nur Platz . . . Ergebt Ihr Euch auf Gnade und Ungnade?«

Ancyra, der ein Messer vom Tisch genommen hatte, warf dasselbe so kraftvoll und geschickt nach dem Herzen

des Ritters, daß dieser verloren gewesen wäre, wenn er sich nicht vorgesehen hätte; aber er faßte den Rand des Tisches mit einer Kraft, die man ihm nicht ansah, hob ihn empor und deckte sich damit wie mit einem Schilde. Das Messer bohrte sich tief in das Holz ein. Dann warf Pampelonne den Tisch um, drang auf den Albanesen ein, trieb ihn bis an die Wand, schlug ihm den Degen ungestüm zur Seite, streckte dann den Arm plötzlich der ganzen Länge nach aus, traf den Gegner am Halse und bohrte ihn an das Holzgetäfel.

»Bravo!« rief Gourdon. »Ein schöner Nadelstich!«

Pampelonne zog die Hand zurück und Ancyra, der vergebens an der Wand sich aufrecht zu halten versuchte, fiel auf die Seite nieder, während ihm ein Blutstrom aus dem Munde floß.

In demselben Augenblick traten du Fresne, du Halot und Rochemorte (Chinon), alle drei mit Degen und Pistol in der Hand, mit Blut und Staub bedeckt, ein.

»Es ist also nichts mehr zu thun,« sagte du Halot.

»Sind die Ketten gezogen, die Fallgitter niedergelassen, das Castell wirklich genommen?« fragte Pampelonne.

»Ja, aber nicht ohne Mühe. Die erste Wache ließ uns der Verabredung gemäß vorüber, die zweite wollte rufen, Herr von Chinon aber gebot ihr mit einer Kugel Schweigen. Die Soldaten vom Posten griffen zu den Waffen, wurden aber von den uns'rigen niedergemacht. Wir haben zehn Mann gefangen genommen und nur fünf Mann verloren.«

»Dann, Herr du Halot,« entgegnete der Gascogner,

»begrüße ich Euch im Namen des Königs als Gouverneur der Citadelle von Angers an der Stelle Cossé-Brissac's, dessen Vertreter dort in der Ecke eben friedlich seinen Geist aufgibt.«

Die Verschwornen blickten nach Ancyra hin, der den Mund und die brechenden Augen aufthat. Der Mund schloß sich indeß wieder, ohne gesprochen zu haben, die Augen dagegen blieben stolz und fest.

Er war todt.

»Ich sehe, daß man seine Pflicht gethan hat,« sagte Chinon; »der König wird seine Freude daran haben, Guise verspotten zu können.«

»Und Du, Fauler,« fragte du Halot Gourdon, »hast Du auch wenigstens etwas gethan?«

»Das glaube ich, gnädiger Herr,« antwortete der Vicomte. »Kommt und sehet selbst.«

»Das wollen wir sehen,« sagte du Fresne, den der Kampf nicht minder häßlich und nicht mehr gesprächig gemacht hatte.

Gourdon führte die Verschwornen nach der Gesindestube, nahm einen Schlüssel aus der Tasche, schloß damit die Thür auf und zeigte drinnen seine Arbeit.

Du Halot und du Fresne sahen ihn bewundernd an, Pampelonne lachte in seinen rothen Bart.

»Das hast Du allein gethan?« fragte du Halot.

»Ganz allein.«

»Erzähle uns, wie es zuging,« fiel Pampelonne ein, indem er sich auf einen Schemel setzte. »Da die Zugbrücken aufgezogen und wir hier zu Hause sind, können wir uns Zeit nehmen.«

»Es ist sehr einfach,« begann Gourdon achselzuckend.

»Als der Page des Gouverneurs mich hierher führte, um mir etwas zu trinken geben zu lassen, saßen die acht Mann da um den Tisch.«

Dabei zeigte er auf drei schrecklich verstümmelte Todte, die am Boden lagen und fünf arme Teufel, die bleich und zitternd in einer Ecke kauerten.

»Diese acht Schnapphähne,« fuhr er fort, »tranken vortrefflichen Wein und wollten mit mir anstoßen, was ich selten ausgeschlagen habe, seit ich auf der Welt bin. Es wurde dann von dem und von jenem gesprochen und einer behauptete, die Leute hätten es in dem Castell unter dem Grafen von Brissac besser als sie es unter Herrn du Halot gehabt. Das freute mich, denn der Herr Abbé hatte ein paar Worte vordem fallen lassen, was geschehen sollte und da man mich so gut aufgenommen, fürchtete ich schon, ich würde keine Gelegenheit finden, bös zu werden. Ich behauptete also, mein Herr sey der achtbarste im ganzen Lande, unterstützte diesen Ausspruch mit einigen Prahlereien und trug sie so vor, daß die Andern dagegen Lärm machen mußten, was denn auch geschah. Der, welchem ich widersprochen hatte — der lange hagere Kerl da unter der Bank, dem der Schädel aufklafft bis an die Zähne — stand auf und meinte, er habe große Lust mir die Ohren abzuschneiden, um mich wenigstens etwas Lebensart zu lehren. In demselben Augenblick hörte ich einen Pistolenschuß im ersten Hofe.

»Die Ohren willst Du mir abschneiden?« entgegnete ich; »nimm dein Messer!« damit stieß ich den Tisch um mit allem was darauf war, sprang zurück und ergriff ein Beil, das am Camine lehnte. Ehe der Mensch einen Schritt auf mich thun konnte, war das Beil auf seinen Schädel gefallen.

»Das ist Einer!« rief ich dazu. »Ich werde so fo
zählen bis acht, um keinen zurück zu setzen.«

»Die sieben Betrunkenen drangen auf einmal geg
mich ein, einige mit Messern, andere mit Bänken, m
Krügen, mit Holzscheiten, so daß ich unter ihnen stand w
ein Eber unter Hunden. Von diesem Augenblicke an we
ich nicht genau mehr was ich gethan habe, drei aber brach
ich um und da liegen sie . . . Keiner hat lange gelitte
und wird sich also dort oben gegen mich nicht beklagen kön
nen. Die andern, die Ihr da in der Ecke seht und die vo
Furcht und Angst halbtodt sind, baten um Gnade un
Schonung, als sie mich so arbeiten sahen; ich befahl ihne
sich ruhig in der Stellung zu verhalten, in der sie noc
sind, schloß sie ein und ging fort, um zu sehen, ob de
Herr Pater noch mehr Arbeit für mich habe . . . Ich kan
eben zu rechter Zeit, um den schönsten Degenstich zu sehen
an dem ein Christ sterben kann.«

»Dieser Mann,« sagten du Halot und du Fresne zu
Pampelonne, »kann nicht wohl mehr Stallknecht seyn . . .
Wir müssen ihn zum Unteroffizier ernennen; was mein
Ihr?«

»Das hat er verdient: Wir wollen ihm die Bewachung
des Hauptthores übertragen, dann können wir ruhig schla-
fen, wie lang auch die Nächte seyn mögen.«

Ende des ersten Theiles.